1,60 DM / Band 251
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Xorron - mein Lebensretter





Xorron - mein Lebensretter

John Sinclair Nr. 251

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 26.04.1983

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Xorron - mein Lebensretter

Lady X starrte auf ihre mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole und hätte sie am liebsten fortgeworfen. Nichts, aber auch gar nichts nützte ihr die Waffe. Vor allen Dingen nicht gegen Pandora oder auch Xorron, der sich auf deren Seite geschlagen hatte. Ja, Lady X hatte Xorron an eine andere Dämonin verloren, weil diese ältere Rechte an dem Herrn der Zombies und Untoten besaß. Das jedenfalls behauptete sie. Aber das war nicht alles. Weitaus schlimmer hatte Lady X der Verlust des Würfels getroffen, der jetzt irgendwo am Hang zwischen den Bäumen lag und als triumphale Beute für Pandora gedacht war. Reingelegt worden war Lady X. Eiskalt ausmanövriert, und sie wäre vielleicht von Xorrons Klauen auch zerfetzt worden, wenn es ihr nicht durch einen Trick gelungen wäre, das Monstrum zu stoppen.

Das Magazin hatte sie gewechselt. Die Waffe war jetzt wieder mit geweihten Silberkugeln geladen. Sie schaute noch einmal den Hang hoch und sah die Stelle, wo Xorron samt Felsbrocken in den Wald hineingeschleudert worden war. Dort allerdings rührte sich nichts.

»Hoffentlich dauert es noch eine Weile, bis du freikommst, du verdammter Bastard!« Ihre Augen funkelten, als sie die Worte sprach, obwohl sie Xorron nicht die Schuld gab. Er hatte nicht anders handeln können, denn er mußte Pandora von irgendwoher kennen. Leider wußte sie nichts Genaues, die Bekanntschaft der beiden schien in der Vergangenheit zu liegen.

Lady X hoffte, auch dieses Rätsel lösen zu können. Sie befand sich auf einem schmalen Pfad, der auf der anderen Seite des Berges lag und nicht wie die Straße nach Peelham führte, sondern tiefer hineinstach in die schweigende Bergwelt des schottischen Hochlandes. Lady X hatte sich zuvor informiert. Wie sie wußte, würde sie der Weg, wenn sie ihm folgte, irgendwann nach Billings bringen, einem kleinen Ort, den sie aber nicht kannte.

Hätte sie den Würfel gehabt, wäre alles ein Kinderspiel gewesen. Durch seine Hilfe hätte sie sich an ihr Ziel teleportieren können, doch nun mußte sie zu Fuß gehen. Eine einsame Gestalt, die eine Maschinenpistole über die Schulter gehängt trug, ganz in weiches Leder gekleidet war, schmutzig aussah und nach Blut dürstete. Sie war eine Vampirin, und sie brauchte Blut, um überleben zu können, wobei sie zu den modernen Vampiren zählte, die auch tagsüber existieren konnten und nicht in finsteren Grüften die Stunden der Helligkeit verbringen mußten.

Obwohl sie das andere Extrem sehr reizte, denn sie hatte einen gewaltigen Plan gefaßt.

Die alten Vampirstätten, vor allen Dingen die, die in Rumänien lagen, interessierten sie sehr, und Lady X hatte bereits erste Vorkehrungen getroffen, um in diesem Land ihr Hauptquartier einrichten zu können, auch wenn der erste Anlauf gescheitert war, aber sie wollte nicht aufgeben und weitere Versuche unternehmen.

Und sie brauchte einen starken Rückhalt, eben diese dezimierte Mordliga, deren Chefin sie war. Deshalb konnte sie Xorron nicht so ohne weiteres der Pandora überlassen. All diese Gedanken spukten durch ihren Kopf, als sie den Weg weiterschritt und schon bald von dem Hang aus nicht mehr gesehen werden konnte, weil eine enge Klamm sie aufnahm.

Es gab dort nur einen schmalen Pfad. Rechts von ihr fiel die Wand steil in die Tiefe. Dort gurgelte ein Wildbach, der durch Schmelzwasser stark angeschwollen war, graugrün schimmerte und seine Strömung zischend und schäumend über die Steine ergoß. Lady X ging vorsichtiger.

Sie durfte auf keinen Fall mit fließendem Wasser in Berührung kommen, denn das hätte ihre Vernichtung bedeutet. Deshalb hielt sie sich zurück und beeilte sich nicht so sehr, wie es eigentlich hätte sein müssen.

In Schlangenlinien führte der Weg weiter. Er wand sich an den hochsteigenden Felsen entlang, die an einigen Stellen sogar überhingen und wie gewaltige Nasen nach unten schauten.

Vor jeder Kurve zögerte sie und schaute erst um das Gestein, denn Xorron hatte sicherlich nicht aufgegeben, doch er war nicht zu sehen.

Wieder ging sie weiter. Um ihren Mund spielte ein kaltes Lächeln, als sie daran dachte, wie ihre Rache aussehen sollte. Auch auf der anderen Seite des Wildbaches wuchs eine Felswand hoch. Zwischen beiden Wänden war nicht mehr viel Platz. Das spärliche Tageslicht hatte Mühe, die Schlucht auszufüllen.

Auf einmal blieb sie stehen. Es geschah abrupt, denn von links oben herabfallendes Gestein hatte sie aufgeschreckt. Lady X lauschte.

Ihr Körper spannte sich, die Waffe hatte sie von der Schulter gleiten lassen und hielt sie schußbereit mit beiden Händen umklammert. Die Mündung wies schräg nach oben. Sie dachte natürlich an Xorron. Noch fehlte ihr der Beweis, denn das Geröll konnte gut und gern von einem Tier losgetrampelt worden sein, das über ihr herumkletterte. Als ihr dieser Gedanken in den Sinn kam, mußte sie wieder an den mutierten Fuchs denken. Ein Tier, das in die Magie der Pandora hineingeraten war und sich auf so gräßliche Art und Weise verändert hatte, daß es ein Bildnis des Schreckens abgab.

Etwa eine Minute verging. Hören konnte sie nichts. Zudem übertönte das durch die Schlucht rauschende Wasser jedes andere Geräusch. Vorsichtig und mit schußbereiter Waffe, dabei leicht geduckt, setzte sich die Untote wieder in Bewegung.

Vor ihr stach eine Felsnase in den Weg. Wie es dahinter aussah, konnte sie nicht erkennen.

Die Scott schob sich jetzt vor. Sie tastete sich förmlich weiter. Ihr Instinkt sagte, daß etwas im Busch war und irgendwer auf sie lauerte. Leider konnte sie den Gegner nicht sehen.

Sie preßte sich gegen die Felsnase. Halboffen stand ihr Mund, das bleiche Gesicht war verzerrt, die Augen funkelten, und plötzlich hörte sie das Donnern.

Von der anderen Seite her erhielt die Felsnase einen unheimlichen Schlag. Lady X reagierte gedankenschnell. Sie wuchtete ihren Körper zurück, denn sie ahnte, daß man ihr hier eine teuflische Falle aufgebaut hatte. Und sie sollte recht behalten. Xorron war da!

Er, das Monster, versehen mit der Kraft der Hölle, hatte mit beiden Fäusten und ungeheurer Kraft die vorspringende Felsnase zertrümmert.

Lady X hatte sehr viel Glück gehabt. Auch ihr Reaktionsvermögen trug daran seinen Teil, denn sie war hastig zurückgewichen und beobachtete nun, wie das schwere, kompakte Gestein zusammenbrach. Die einzelnen Brocken flogen ihr entgegen oder kippten zur Seite weg, wobei sie über den Rand rollten und im schäumenden Wasser des durch die Schlucht schießenden Bachs verschwanden. Sie wurde getroffen. Es waren keine großen Stücke, die gegen sie prallten, kleinere Steine nur, außerdem verspürte sie sowieso keine Schmerzen. Aber sie sah Xorron. Und der ließ keine Zeit verstreichen. Wie eine gewaltige Maschine, ein nicht zu stoppender, alles vernichtender Roboter walzte er heran, um seinen Auftrag zu erfüllen und Lady X zu zerreißen.

Noch stand sie. Wenn Xorron erst einmal über sie herfiel, war alles verloren. Was sollte sie tun?

Ins Wasser konnte die Untote nicht springen, einen direkten Kampf mit Xorron hätte sie immer verloren, und für eine Flucht war der Weg viel zu schmal. Sie mußte sich blitzschnell entscheiden. Und sie tat es.

Die Scott wußte selbst nicht, woher sie den Mut zu solch einer gefährlichen Entscheidung nahm, aber sie setzte in diesen Augenblicken alles auf eine Karte.

Als Xorron sie fast erreicht hatte und sie das Schimmern der grünen Knochen deutlich erkennen konnte, ließ sie sich zu Boden sinken und stellte den Lauf der Maschinenpistole zwischen die Beine des Monsters.

Mit Kraft konnte man ihn nicht besiegen, nur überlisten.

Und das hatte Lady X getan.

Xorron verlor das Gleichgewicht. Er stolperte. Seine Hände griffen daneben, und Lady X konnte ihr linkes Bein gegen ihn stemmen, so daß Xorron auf die Abgrundkante zugedrückt wurde.

Und dort befand sich kein Geländer, keine Brüstung oder sonst irgend etwas, das ihn aufgehalten hätte. Xorron mußte irgendwo Halt finden. Er versuchte es, trat dabei auch nach hinten, doch genau das war sein Fehler. Plötzlich war unter seinem rechten Fuß nichts mehr, was ihn abgestützt hätte. Er sackte weg, sein großes Gewicht sorgte dafür, daß er in die Tiefe gerissen wurde, doch er versuchte noch, die Hände um den Rand zu klammern. Abermals spielte ihm sein Gewicht einen bösen Streich. Das Gestein war am Wegrand nicht so fest und hart, es gab da einige lose Stellen, und ausgerechnet dort hatte Xorron hingegriffen.

Nichts konnte ihn mehr stützen.

Xorron, Herr der Untoten und Ghouls, rutschte ab und fiel in die Tiefe.

Mit einem großen Schritt erreichte Lady X die Absturzstelle, schaute nach unten, sah den wirbelnden, fallenden Körper und konnte sich

nicht mehr beherrschen. In diesen Augenblicken reagierte sie menschlich, und aus ihrem offenen Mund drang ein gellendes Lachen, das sogar noch das Rauschen des Wassers übertönte. Xorron stürzte in die schäumende, graugrüne Flut, prallte noch gegen einen Stein, sein Körper wurde in die Höhe gewuchtet und im nächsten Augenblick von dem reißenden Strom erfaßt und mitgerissen. So kräftig er auch war, gegen die Strömung kam er nicht an. Er schlug mit den Armen, richtete sich immer wieder auf, wobei das Wasser bis an seine Brust reichte, doch die zum Teil stark gestauten Fluten fegten ihn immer wieder von den Beinen.

»Gute Reise, du Verräter!« brüllte Lady X und schwenkte ihre Maschinenpistole.

Erst jetzt war sie einigermaßen beruhigt, obwohl Xorron längst nicht erledigt war. So eine Strömung, mochte sie noch so kräftig sein, brachte ihn nicht um.

Die Vampirin schaute dem Monster so lange nach, bis es nicht mehr zu sehen war und die Fluten es nicht wieder an die Oberfläche spülten. Erst dann ging sie weiter.

Auf dem Weg lag Geröll.

Die Teile der zerbrochenen Felsnase waren nicht alle in die Tiefe gestürzt, die meisten versperrten den Weg, so daß die Scott erst noch hinüberklettern mußte.

Sie schaffte es mit Leichtigkeit, erreichte die freie Strecke und ging wesentlich unbeschwerter weiter. Zehn Minuten später hatte sie die Schlucht hinter sich gelassen. So etwas ging urplötzlich. Man erlebt das oft in den Bergen. Auf einmal treten die Felswände zur Seite oder verschwinden ganz, und der Blick fällt auf eine weite Ebene oder in ein Tal. So erging es Lady X.

Sie stand da und schaute auf Hausdächer. Diese Bauten mußten zu dem kleinen Ort Billings gehören. Den Wildwasserfluß sah sie nicht mehr. Er war unterwegs in einer Felshöhle verschwunden, floß unterirdisch weiter und würde vielleicht überhaupt nicht mehr ans Tageslicht treten. Möglich war alles.

Für einen Moment blieb sie stehen. Sie stand höher, als Billings lag. Ihr Blick glitt über die Dächer, aber auch über den grauen Himmel, der sich hoch über dem Dorf spannte. Die Wolkendecke sah ziemlich geschlossen aus. Ein Zeichen dafür, daß es sicherlich bald anfangen würde zu schneien. Auch war es kühler geworden. Plötzlich stutzte sie.

Innerhalb der Wolkendecke hatte sich etwas bewegt, was dort nicht hingehörte. Der Dunst wurde zuerst durcheinandergewirbelt, bevor er sich verdichtete und eine andere Farbe annahm.

Eine neue Wolke entstand. Eine unnatürliche. Und aus ihr schob sich etwas hervor.

Zwei riesige Hände, die einen seltsamen Gegenstand umklammert hielten, den es in der modernen Zeit kaum noch gab und der mehr an das Pulverhorn eines Jägers aus früheren Jahrhunderten erinnerte. Es war ein Füllhorn. Pandoras Waffe!

Und dieses Füllhorn wurde von zwei Händen gehalten, die es jetzt langsam umkippten und eine Brut des Schreckens entließen.

Eingehüllt in Dampf und Qualm, fielen Skelette und schreckliche Monster der Erde entgegen. Sie hatten nur ein Ziel. Das kleine Dorf Billings!

***

Ich befand mich in einer verfluchten Lage! Zwar saß ich in meinem Leih-Rover und hatte das Kloster auch verlassen, doch das half nicht viel, denn man hatte mir einen gefährlichen Aufpasser mit auf den Weg gegeben. Den Todesadler!

Ich hatte keinen hundertprozentigen Beweis, daß Pandora mir den Vogel auf den Hals geschickt hatte, aber es lag auf der Hand. Und ich mußte sehen, daß ich ihn loswurde. Im Augenblick schwebte er mit ausgebreiteten Schwingen vor meinem Wagen. Er stand nicht in der Luft, sondern beobachtete mich und vollzog jeden Schlenker nach, den ich mit dem Rover ausführte.

Ich konnte den engen Kurven und der Strecke, die ein starkes Gefälle aufwies, nicht ausweichen, denn es gab leider nur diesen einen Weg hinunter ins Tal.

Zudem war die Straße feucht und genau dort, wo der Asphalt begann, leicht gefroren. Sogar erste, feine Schneekristalle fielen gegen die Frontscheibe, wo sie gleich wegtauten. Sollte ich aussteigen und kämpfen oder weiterfahren? Es gab nur diese zwei Möglichkeiten für mich. Wenn ich die letzte in Betracht zog, würde ich auf jeden Fall den kürzeren ziehen. Der Adler konnte sich auf meinen Wagen stürzen und mit seinem scharfen Schnabel die Scheiben zerhacken. Auf freier Strecke wäre ich das Risiko noch eingegangen, aber nicht in diesen oft sehr engen Serpentinen. Ich bremste.

Wahrscheinlich hatte ich das Pedal etwas zu hart getreten, denn der Rover geriet mit seinem Heck ins Rutschen und hätte sich fast quergestellt. Er brach aus der Spur aus, driftete ein wenig nach links und kam zum Glück noch vor der Felswand zum Stehen. An der gegenüberliegenden Seite ging es steil in die Tiefe.

Vor Schreck würgte ich sogar den Motor ab und blieb für zwei Sekunden sitzen, während ich den Gurt löste. Bevor ich ausstieg, duckte ich mich etwas und suchte, während ich gleichzeitig den Kopf drehte, den Himmel ab. Den Adler sah ich nicht.

Ein kaltes Lächeln umspielte meine Lippen. Es war auch nicht nötig, daß ich ihn sah, er war bestimmt noch da und lauerte auf seine

Chance, mich zu vernichten. Mal sehen, wer stärker war.

Die Waffen hatte ich griffbereit und stieß vorsichtig den Wagenschlag auf.

Kalte Luft umwehte mich. Schneekörper peitschten in mein Gesicht, der Wind trieb sie hart voran, daß sie fast die Wirkung von kleinen Nadeln hatten, als sie gegen meine Haut stießen. Mit dem rechten Bein stieg ich zuerst aus. Die Beretta hatte ich gezogen, das Kreuz hing vor meiner Brust, und ich hoffte stark, daß mir beides helfen würde. Dann schaute ich zurück.

Einen Teil der Klostermauern konnte ich noch erkennen. Sie ragten wuchtig und stark vom Berggipfel aus in die Höhe, doch ich wußte genau, daß die Mauern das Böse nicht abhalten konnten. Vor wenigen Minuten noch war es mir auf drastische Art und Weise gezeigt worden.

Im nächsten Augenblick verschwammen die Klostermauern hinter grauen Schleiern, denn die dicken Wolken trieben langsam heran. Sie wirkten in ihrer Trägheit schwerfällig, und als ich meinen Blick zur anderen Seite hindrehte, da entdeckte ich auch die anderen Wolken, die aus den Tälern in die Höhe krochen.

Hier oben braute sich ein widerliches Wetter zusammen, und ich steckte mittendrin. Wo befand sich der Adler?

Ich suchte ihn. Dabei hatte ich mich hinter dem offenen Wagenschlag geduckt und so eine einigermaßen gute Deckung. Als ich bremste, war er noch in der Nähe gewesen, doch nun hatte er sich verkrochen. Auf jeden Fall würde er nicht aufgeben.

Links wuchs die Felswand hoch. Sie war ziemlich zerklüftet, zeigte Risse und Spalten, in denen Schnee klebte. Dort sah ich den Vogel nicht.

An der anderen Seite auch nicht. Bis ich den Schatten innerhalb der Wolken erkannte. Dort hielt er sich versteckt.

Ich zielte mit dem Waffenlauf genau in diese Richtung und legte ihn dabei auf den Holm der offenstehenden Wagentür. So konnte ich am besten zielen und erhöhte auch die Treffsicherheit.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden. Ob nach oben oder unten, hatte ich nicht erkennen können, jedenfalls bot sich meiner Waffe kein Ziel mehr. Ein Nervenkrieg begann.

Sekunden dauerte er nur, dann sah ich ihn wieder. Und er war so verflucht nah, denn er schwebte fast lautlos dicht über dem Serpentinenweg und tauchte vor dem Wagen auf. Dieses Tier hatte die Witterungsverhältnisse geschickt ausgenutzt und rechnete wohl auch mit meiner Schrecksekunde. Die hatte ich, so daß es dem Vogel gelang, seinen Körper gegen die Wagentür zu schmettern. Die wurde nach hinten gedrückt und damit auch gegen mich geschleudert. Da ich mein Gewicht mehr auf beide Hacken verlagert hatte, konnte ich der

aufschwingenden Tür kaum Widerstand entgegensetzen. Ich fiel auf den Rücken. Eine schlechte Position, die der Adler natürlich ausnutzte.

Sein Körper, das habe ich schon einmal betont, war gewaltig und auch schwer. Er breitete dicht über mir seine großen Schwingen aus, und ich hatte das Gefühl, in einem Zelt zu verschwinden, so dunkel wurde es plötzlich um mich herum. Ich dachte nur an den Schnabel, der, wenn er kräftig zuhackte, große Wunden reißen konnte. Und Schnabelhiebe in das Gesicht wollte ich um jeden Preis vermeiden. Ich riß den linken Arm als Deckung hoch und zielte mit der Beretta an ihm vorbei, als ich abdrückte. Das Aufblitzen des Mündungsfeuers nahm ich nicht wahr, es wurde von dem Körper verschluckt. Meine Kugel mußte treffen, auf diese Entfernung konnte ich nicht fehlen.

Der Adler stieß einen wilden, wütenden Schrei aus, der dicht an meinen Ohren aufgellte und als Widerhall in meinem Kopf zu explodieren schien. Dann schrammte etwas über meinen Arm, das sehr scharf war und meine Kleidung aufriß. Der gekrümmte Schnabel erwischte auch noch meine Haut und riß eine Furche hinein.

Ich biß die Zähne zusammen, denn der erste Schmerz war schlimm. Dann jedoch schien der Adler genug zu haben, denn er stieg in die Höhe und bewegte seine Flügel dabei sehr schnell.

Ich konnte wieder Atem holen, blieb allerdings noch am Boden und verfolgte das Tier mit meinen Blicken. Der schwarze Todesadler flog normal. Kein torkelnder Flug, kein Flügelschlag, der auf eine Schwäche hindeutete, obwohl ihn die Silberkugel erwischt hatte.

Aber sie konnte ihn nicht vernichten. Dieses Tier war gegen geweihtes Silber resistent.

Zum Glück hatte er mir eine kleine Atempause gegönnt, die ich nutzen wollte. Mich auf einen Kampf mit ihm einzulassen, hatte keinen Sinn. Er war erstens sehr schnell, zweitens sehr gefährlich, und ich konnte ihn wirklich nicht mit den Riesenfledermäusen vergleichen, die Vampiro-del-mar gehorcht hatten, denn die hatten meinen Silberkugeln nichts entgegenzusetzen. Einmal getroffen, waren sie vernichtet. Als Rest blieb bei ihnen der Staub zurück. Anders hier.

Der Adler mußte einen dämonischen Ursprung haben, der mir jedenfalls fremd war. Er und Pandora waren zwei Verbündete, die mir sehr große Schwierigkeiten bereiten konnten und auch würden, denn ein Gegenmittel oder eine Gegenwaffe kannte ich nicht.

Ich streckte den rechten Arm aus, umklammerte den Türhohn und zog mich daran hoch. Dann drehte ich mich nach links, wobei ich den Kopf einzog, um mich in den Rover fallen zu lassen.

Wuchtig knallte ich die Tür zu.

Aufatmen. Für einen Moment jedenfalls. Sekunden der Ruhe und der Erholung, bis ich die Schmerzen spürte, die einen Teil des linken Arms

ergriffen hatten.

Ich winkelte ihn an und drehte ihn so, daß ich auf ihn schauen konnte.

Die Wunde sah nicht sehr böse aus. Der Schnabel, schon mit einem Säbel zu vergleichen, hatte hineingehackt, hatte aber im wesentlichen die dicke Winterkleidung zerfetzt. Trotzdem brannte die Wunde. Ich dachte an eine Infektion und wollte dafür sorgen, daß dies nicht eintraf.

Die Notapotheke, in ein weiches Kissen verpackt, lag griffbereit. Einen Reißverschluß mußte ich aufziehen, um in die beiden Kissenhälften hineingreifen zu können. Ich fand ein Pflaster und ein Desinfektionsmittel. Den Adler wollte ich bei meiner Verarztung auch weiterhin im Auge behalten, wobei mir der auf der Scheibe klebende Schnee leider die Sicht ein wenig erschwerte.

Die Wischer schaufelten die Scheibe zum Teil frei. Von dem schwarzen Todesadler entdeckte ich nicht eine Feder. Dafür den wirbelnden, weißen Schleier, der über der Straße tanzte und schon eine dünne Schicht auf den Rover gelegt hatte.

Nicht nur der Adler war zu meinem Feind geworden, auch der verfluchte Schnee, der die Straße in eine eisglatte Rutschbahn verwandelte, denn das Zeug blieb liegen. Aber ich mußte ins Tal. Wer konnte denn schon sagen, was dort unten alles geschah? Wahrscheinlich hatte Pandora den Adler nur auf mich gehetzt, um mich von einer Fahrt in die nächste Stadt abzuhalten.

Obwohl es nicht mein Bentley war, hatte ich mich inzwischen an den Wagen gewöhnt. Zudem war er ausgezeichnet in Schuß, der Motor sprang an, kaum daß er den Zündschlüssel gerochen hatte, und ich fuhr los.

Nur vorsichtig gab ich Gas, denn der Untergrund glich einer Schicht aus Seife, doch ich hatte Glück und kam von der Stelle. Monoton arbeiteten die Wischer. Das Zeug, das gegen die Frontscheibe prasselte, war nicht weich. Es bestand aus Eiskörnern, die festklebten, und ich schaltete das Warmluftgebläse ein.

Zuvor hatte ich die Scheibenwischer eingeschaltet. Ein matter gelber Glanz fiel auf den eisigen Weg, viel mehr konnte ich durch das Licht nicht sehen, zudem herrschte ein seltsames Zwielicht. Die erste Kurve.

Ich mußte mich stark auf das Fahren konzentrieren und den Todesadler erst einmal aus meinen Gedanken verbannen. »Bleib ja in der Spur«, flüsterte ich, »und schmier, um Himmels willen, nicht ab!«

Der Wagen erhörte mein Flehen und tat mir den Gefallen. Er blieb auf dem Weg, ich schaffte die Kurve und sah bereits die nächste vor mir, die zum Glück nicht so eng war. Für einen Moment besserte sich die Sicht. Eine Felswand hielt den meisten Schnee ab. Die Kurve vor mir war gut einzusehen. Schatten fielen auf die Straße, machten sie

unübersichtlicher, und an einigen Stellen glitzerte es hell. Ich mußte mich hüten, dort hinzufahren, dann würde ich wirklich abschmieren. Da kam der Adler.

Der Todesvogel schwebte herbei wie ein gewaltiger Schatten. Ich nehme das Beispiel deshalb, weil sich die Scheibe vor mir verdunkelte, ich den Vogel selbst aber nicht genau sah. Er griff zum zweitenmal an. Obwohl ich fuhr, störte er sich nicht daran, sondern zielte auf die Scheibe. Dann konnte ich überhaupt nichts mehr sehen, der Vogel kam von vorn, nahm mir die Sicht, und ich ging vom Gas ganz herunter und drückte gleichzeitig sehr dosiert das Bremspedal nach unten. Ich rutschte weg.

Dagegen konnte der beste Fahrer nichts machen. Der Rover war einfach nicht zu halten. Ich betete, daß er noch vor der Felswand zum Stehen kommen würde, und hatte Glück. Er hielt, stand zwar schräg, doch das war mir egal. Endlich konnte ich mich um den Adler kümmern, und das wurde auch Zeit, denn das Tier griff an. Es nahm seinen Schnabel dabei als Waffe, dessen Wirkung ich bereits zu spüren bekommen hatte.

Der erste Hieb gegen die Scheibe war wie der Schlag mit einem Stein. Wobei der Stein härter war als das Glas, denn ich hörte das satte, platzende Geräusch, sah das Spinnwebmuster im Glas und auch ein kleines Loch darin. Der nächste Hieb.

Es hatte keinen Sinn, eine Kugel gegen den Adler abzufeuern, so ließ ich ihn und sah zu, wie sich das Loch erweiterte und mir erste kleine Splitter entgegenflogen. Wieder mußte ich raus.

Das wollte der Adler, denn wenn ich nicht mehr durch irgend etwas gedeckt und geschützt war, konnte er seine Schnelligkeit voll ausspielen.

Ich wuchtete die Tür auf, duckte mich, ließ mich nach draußen fallen, machte dabei einen zu großen Schritt und rutschte auf dem Eis aus. Zum Glück konnte ich meinen Fall abfangen. Mir war jedoch klargeworden, daß ich an dieser Stelle keinesfalls weiterkämpfen konnte. Ich hätte keine Standsicherheit gefunden, deshalb gab es nur eine Möglichkeit. Rein in die Felsen!

Noch hockte der Adler auf der Kühlerschnauze des Rover. Als ich mich in Bewegung setzte, da drehte auch er seinen Körper, um mich zu verfolgen.

Ich riskierte es einfach, beschleunigte meine Schritte, und es gelang mir, mich an einer Stelle der steil in die Höhe ragenden Wand festzuklammern. Es war eine kleine Felsnase, die ich zu fassen bekam, durch einen Ruck ihre Festigkeit prüfte und dann damit begann, in die Höhe zu klettern. Beeilen mußte ich mich dabei, denn ich wandte dem Adler zwangsläufig den Rücken zu.

Drei, vier Yards wollte ich in die Höhe gelangen, denn dort hatte ich

eine kleine Plattform entdeckt. Auf der wuchsen verkrüppelte Bäume, die mir beim Klettern Halt gaben. Mit dem ausgestreckten rechten Arm bekam ich einen Ast zu fassen. Er hielt mein Gewicht, so daß ich mich in die Höhe ziehen konnte und mich zusammenkauerte, als ich die Plattform endlich erreicht hatte.

Der Schneevorhang war ziemlich dicht geworden. Er war wie eine wirbelnde, tanzende Mauer. Mein Leihwagen verschwand bereits darin, und auch der schwarze Todesadler ließ sich Zeit. Mir stach ein Ast besonders ins Auge. Er wuchs schräg in die Höhe und berührte mich fast mit seiner Spitze. Damit wollte ich mir den verfluchten Todesadler vom Hals halten.

Mit einer Hand schaffte ich es nicht, den Ast abzureißen, sondern mußte beide nehmen, lehnte dabei noch meinen Körper zurück und zog.

Ein erstes Knirschen wies daraufhin, daß sich etwas tat. Der Ast brach. Dicht über dem Boden splitterte er ab, ich flog zurück und hatte große Mühe mich zu fangen. Auf dem glatten Boden kein Kinderspiel, fast wäre ich noch von der kleinen Plattform gerutscht. Mit einer Drehung hielt ich mich auf den Beinen. Dann fuhr ich herum.

Scharf jagten die zahlreichen Schneekörper in mein Gesicht. Sie hieben gegen die Haut, brannten dort, doch aus der ersten Hitze, die entstand, wenn die Körner aufschlugen, wurde schnell das Gefühl einer kalten Starre. Ich holte ein paarmal tief Luft, hatte mich leicht geduckt aufgebaut und wartete auf den Adler, wobei ich den abgebrochenen Ast mit beiden Fäusten festhielt. Sollte er kommen…

Und er kam. Längst hatte er bemerkt, wo sich sein Feind befand. Er griff an, aber er stieß nicht von unten auf mich, sondern war in den Schneewirbel getaucht, um aus diesen Flocken überfallartig zu erscheinen.

Ich hatte wirklich bis zum allerletzten Moment gewartet. Es war fast schon zu spät.

Wie ein Ritter mit seinem Schwert kämpfte, so hielt ich meinen Ast. Seitlich geschlagen, klatschte er gegen den Körper des schwarzen Todesadlers und holte ihn aus der Luft. Der Treffer schleuderte ihn nach unten, wo er auf die kleine Plattform prallte und mit seinen Flügeln wild um sich schlug. Ich mußte ihn an einer entscheidenden Stelle erwischt haben. Durch meinen Erfolg ermuntert, griff ich an.

Diesmal war der Ast für mich eine Lanze. Von oben nach unten rammte ich ihn. Ich merkte einen kurzen Widerstand, als das Ende den Körper traf, und noch in derselben Sekunde flatterte das Tier mit seinen Schwingen, die sich vor meinen Augen in die Höhe schraubten, so daß ich von einer gestreift wurde.

Es war ein Schlag, kein Streicheln. Der Adler hatte Kraft, und er war

noch nicht erledigt. Während ich nach dem Gleichgewicht suchte, rutschte er über die Plattform, wobei er von dem dichten Flockenwirbel aufgesaugt wurde. Bei normalem Wetter hätte ich ihn verfolgt. Bei dieser Witterung allerdings mußte ich mich um mich selbst kümmern, denn eine verdammte Sturmbö hatte mich fast umgehauen. Ich steckte jetzt mitten in den Wolken und konnte die Hand kaum vor Augen sehen.

Der Abstieg gestaltete sich als sehr schwierig, das richtige Schuhwerk fehlte mir. Ein paar Mal rutschte ich aus, ging einen anderen Weg und mußte zur Straße hin noch springen. Bis zu den Knöcheln reichte mir bereits der Schnee. Die Schicht war auch auf dem Rover liegengeblieben, so daß mich der Wagen an ein Schneeungeheuer erinnerte.

Wo steckte der Adler?

Den Ast schlagbereit in der Hand haltend, stand ich da und schaute mich um.

Wenn Tiere sterben, dann verkriechen sie sich in eine einsame Ecke, um dort ihr Leben auszuhauchen. Da ich den Adler nicht sah, hoffte ich, daß es auch bei ihm so sein würde und ich ihn so stark verletzt hatte, daß er nicht mehr zurückkehrte. Mehr rutschend als gehend bewegte ich mich auf meinen Leih-Rover zu und stieg ein.

Durch die zerstörte Scheibe war der Schnee gewirbelt. Er lag auf dem Armaturenbrett, wo er allerdings sehr schnell wegtaute und eine Pfütze hinterließ.

Zu einem Vergnügen würde die Fahrt ins Tal für mich auf keinen Fall werden, das stand fest. Schneeketten lagen auch nicht im Kofferraum, davon hatte ich mich schon zuvor überzeugt. Zwar war der Rover mit Winterreifen ausgerüstet, aber es kam immer mehr Schnee hinzu, daß ich schon einen Räumer benötigte, um weiterzukommen. Trotzdem versuchte ich es. An meiner rechten Fahrerseite konnte ich noch einigermaßen etwas erkennen, ich brauchte nicht die Scheibe einzuschlagen, mußte mich allerdings schräg hinsetzen.

Und dann begann eine Fahrt, die ich nie im Leben vergessen werde. Mit einem geliehenen Fahrzeug über vereiste und verschneite Serpentinenwege hinunter ins Tal, das war die Hölle. Ich verfluchte nicht nur mich und das Wetter, sondern auch Pandora, die mir dies alles eingebrockt hatte. Zudem dachte ich an die Mönche, die in einem Zustand magischer Lethargie oben im Kloster St. Patrick zurückgeblieben waren und von denen ich nicht wußte, was noch weiterhin mit ihnen geschehen würde.

Ich war die Strecke schon des öfteren gefahren, allerdings nicht bei so einem Sauwetter. Von der Gegend sah ich nichts. Der weiße wirbelnde Vorhang verdeckte alles. Daß ich die Straße trotzdem noch fand, grenzte an ein Wunder. Und dann die Kurven.

Wenn sie eng waren, hatte ich besonders viel Angst. Da wuchsen dann die Wände wie gefährliche Schatten bis dicht an die Straße heran, und manchmal, wenn der Wagen rutschte, glitt ich nur haarscharf an vorspringenden Kanten vorbei. Von einer Geschwindigkeit konnte man kaum sprechen. Es war ein Kriechen, mehr nicht.

Ich schaute angestrengt nach vorn, atmete durch den offenen Mund und hatte die Hoffnung, daß es eigentlich nur besser werden konnte. Man erlebte es oft genug in den Bergen, daß oberhalb einer gewissen Grenze das Wetter ganz anders ist als im Tal.

An diese Hoffnung klammerte ich mich. Irgendwann - ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen war - erreichte ich das mir bekannte große, gerade Teilstück in dem Hochtal des Gebirges.

Auch schien es mir, als hätte der starke Schneefall ein wenig nachgelassen. Die Sicht wurde besser, ich konnte rechts und links wieder Umrisse erkennen.

Dann machte ich einen Versuch und steigerte die Geschwindigkeit. Im Anfang klappte es, bis ich ein wenig leichtsinnig wurde und zu stark mit dem Gaspedal spielte.

Da geriet der Wagen ins Rutschen, und ich näherte mich gefährlich schnell einem Abgrund.

Plötzlich stand Schweiß auf meiner Stirn. Im Nu hatte sich die Lage wieder verschärft, die Reifen rutschten auf dem seifigen Boden, und zu allem Unglück erschien vor der Kühlerschnauze noch ein großer Schatten. Der Adler!

Ich hatte es geahnt, doch um sich Vorwürfe zu machen, dazu war es zu spät.

Die nächsten Sekunden waren schrecklich, und sie dehnten sich, als würden sie an einem Gummiband hängen. Der Adler nahm keine Rücksicht mehr, er flog den Wagen direkt an und wuchtete seinen großen Körper dort gegen das Blech, wo sich die Beifahrerseite befand. Das Krachen hallte wie ein Donner in meinen Ohren nach, dazwischen hörte ich das satte Platzen, als die Scheibe barst. Ich erschrak heftig und konnte mich unmöglich auf zwei Dinge gleichzeitig konzentrieren, nämlich auf das Fahren und den Adler. Vielleicht rutschte mein Fuß auch ab, ich weiß es nicht so genau, denn der Rover kippte auf einmal nach vorn. Man hatte keine Leitplanken hier errichtet. Wer hier fuhr, kannte die Strecke normalerweise - ich auch, aber nicht bei dieser Gefahr und dem Wetter.

Wie im Zeitlupentempo bekam ich mit, daß sich der Wagen nach vorn beugte, als wollte er sich verneigen. Sollte ich aussteigen?

Zu lange hielt ich mich mit der Entscheidung auf, denn der Adler umflatterte das Fahrzeug, und er hieb noch einmal dagegen, so daß es

den schweren Rover durchschüttelte. Es war auch gleichzeitig der Beginn des Sturzes. Nirgendwo fanden die Räder Halt. Zusammen mit dem Auto geriet ich ins Rutschen und wurde durchgeschüttelt. Schnee, Dreck und Wasser drangen durch die zerstörte Frontscheibe, vermischten sich mit dem Glas und nahmen mir die Sicht.

Mir kam die Zeit endlos vor. Als ich das Krachen hörte, dachte ich, jetzt hätte es mich erwischt. Der Rover stellte sich allmählich aufrecht. Ich sah noch, wie sich sein Vorderteil zusammenschob und zu einer Ziehharmonika wurde, bevor der schwere Wagen wieder nach hinten und gleichzeitig auf die Seite fiel.

Den Aufprall hörte ich noch, dann packten mich Kräfte, denen ich nichts entgegenzusetzen hatte, und die machten mit mir, was sie wollten…

***

Im Tal schneite es nicht.

Das Wetter hing zwischen den Bergen fest, so daß jeder in dem kleinen Ort Billings freie Sicht hatte.

Auch Suko.

Und er sah das Grauen.

Am grauen Himmel waren zwei Hände aufgetaucht, die ein Füllhorn hielten, das sie allmählich zur Seite kippten und das Gefäß somit leerten. Es brachte das Grauen!

Die Büchse der Pandora war geöffnet worden, und vielleicht war Suko der einzige Zeuge, der wahrnahm, wie das Unheil der Erde entgegenwirbelte.

Dabei flog es lautlos. Da rutschten Skelette aus dem Füllhorn, gefolgt von kleinen, grünen Monstern, dämonenartigen Wesen, die Suko nie gesehen hatte und die irgendwo in weiterer oder näherer Umgebung den Boden berührten. Suko setzte sich wieder in Bewegung und schritt über die menschenleere Hauptstraße seinem Ziel, der Gastwirtschaft, zu. Da rührte sich nichts. Der Inspektor hatte das Gefühl, durch eine Geisterstadt zu laufen. Die Bewohner schienen sich verkrochen zu haben, und abermals stieg die Angst in ihm hoch, denn wer sagte ihm, daß er von dem Bazillus verschont blieb? Er schaute auf seine Hände, suchte nach grauen Flecken, die eine Veränderung ankündigten, aber er sah nichts.

Noch nichts…

Auch die Tiere hatten sich verkrochen. Allerdings wußte Suko sehr genau, daß die Veränderung auch sie erfaßt hatte. Nicht umsonst hatte er gegen zwei mutierte Hunde und eine Katze gekämpft, die ihn an schleimige Ghouls erinnerten, denn so hatten die Körper fast ausgesehen. Er brauchte nur noch ein paar Schritte zu gehen, um sein Ziel zu erreichen.

Unter dem Schild blieb er für einen Moment stehen und schaute zurück. Die Straße hinter ihm blieb leer. Der Marktplatz wurde von keinem Lebewesen bevölkert, und auch die Wolken waren verschwunden, und ebenso war von Pandora nichts mehr zu sehen.

Tief atmete Suko ein. Er stand vor einer schweren Entscheidung, aber er mußte sie durchstehen, denn er durfte von dem einmal eingeschlagenen Weg nicht abgehen. Das Blut stieg Suko zu Kopf, als er sich mit einem entschlossenen Ruck umdrehte und die Tür der Gaststätte aufstieß. Kein Lärm, keine Stimme schallte ihm entgegen. Der Inspektor wurde von einer fast lähmenden Stille empfangen, obwohl sich Menschen innerhalb des Gastraums aufhielten. Frauen befanden sich nicht darunter. Suko zählte sieben Männer. Zwei jüngere standen an der Theke und hielten Bierkrüge umklammert. Der Wirt zapfte ein weiteres Glas, und das Geräusch des einschäumenden Bieres unterbrach als einziges die Stille.

Man hatte Suko bemerkt. Jeder Gast drehte sich in Richtung Tür und schaute den Fremden an.

Für einen Moment blieb Suko hinter der Schwelle stehen. Seine Stirn legte sich in Falten, er nahm die Atmosphäre in sich auf, bevor er weiterging. Sieben Gäste und der Wirt.

Jetzt war auch Suko hinzugekommen. Insgesamt neun Personen. Acht von ihnen zeigten bereits die ersten Anzeichen der schrecklichen Seuche. Ihre Haut wirkte bleich. Deshalb waren die grauen Flecken auf den Wangen besonders deutlich zu erkennen. Bei einigen waren sie groß wie Fingernägel, andere hatten schon Ausmaße von Geldstücken. Pandora hatte zugeschlagen!

Der Gastraum zeigte eine gemütliche Einrichtung. Holzbalken unter der Decke, grobe Tische, kleine Fenster. Ein warmes Licht, von Decken-und Tischlampen abgestrahlt, sorgte dafür, daß man sich in diesem Raum wohl fühlen konnte.

Die Tische waren kreuz und quer aufgestellt worden. Trotzdem erkannte Suko bei näherem Hinsehen so etwas wie einen Gang, durch den er zur Theke schreiten konnte. Als er sich in Bewegung setzte, knarrten unter seinen Füßen die Holzdielen. Sie bewegten sich ächzend, federten etwas und zeigten an einigen Stellen Flecken von eingetrockneten Bierlachen.

Die Menschen verfolgten ihn mit Blicken. Die meisten saßen an den Tischen und drehten die Köpfe, je weiter Suko vorging. Ein älterer Mann öffnete den Mund. Für einen Moment sah es so aus, als wolle er etwas sagen, dann überlegte er es sich und schüttelte den Kopf. Er sprach kein Wort. In ihrer Stummheit wirkte diese Bewegung regelrecht gespenstisch. Suko erreichte den Tresen. Nur die Holztheke trennte ihn noch von dem Wirt, der seinen Kopf angehoben hatte und ihn fragend anschaute.

»Ich möchte etwas trinken«, sagte Suko.

Der Wirt nickte. Er war ein Rübezahl-Typ. Groß, kantig. Sein dunkler Bart, der ebenso rötlich schimmerte wie das Haar, reichte ihm fast bis auf die Brust. Er trug ein grünes Hemd und darüber eine Weste aus speckigem Leder.

Auch in seinem Gesicht befanden sich die grauen Flecken, wie Suko mit Schrecken feststellte.

Der Wirt bewegte sich sehr langsam. Er drehte sich zur Seite, um einen Krug in die Hand zu nehmen, stellte ihn danach unter den Zapfhahn und drehte diesen auf.

Das Bier schäumte aus einem großen Holzfaß, das die Mitte der Theke einnahm.

Normalerweise verzichtete Suko auf Alkohol, aber er hätte in so einer Wirtschaft kaum Saft bestellen können. Hier trank jeder das schottische Bier.

Die Menschen schauten Suko an. Sie saßen an ihren Tischen, und als sich der Chinese umdrehte, da sah er ihre Blicke auf sich gerichtet. Es sprach niemand.

Nur das stumme Taxieren und das apathische Starren, das bei dem Inspektor Unwohlsein verursachte. Er drehte sich wieder um, weil er ein paar Worte reden wollte, und wandte sich an den Wirt. »Was ist denn hier los?« erkundigte er sich mit leiser Stimme.

Der Bärtige hob die Schultern. Er stand in einer etwas schiefen Haltung hinter dem Zapfhahn. »Weshalb bekomme ich keine Antwort?«

»Sie sind fremd.«

Wenigstens etwas, dachte Suko. Er ist also doch nicht stumm. »Natürlich bin ich fremd, aber ich kann nicht verstehen, was hier vorgeht. Weshalb spricht man hier nicht?«

»Wir reden doch.«

Diese Antwort entlockte dem Chinesen nur ein müdes Lächeln. »Ich weiß, daß die Schotten nicht gerade verschwenderisch sind, aber daß sie auch mit Worten geizen, ist mir neu«, erklärte Suko und schüttelte den Kopf.

»Trinken Sie Ihr Bier, Mister…« Diesen Satz hätte man auch scharf formulieren können, doch der Wirt sprach ihn ebenso ruhig aus wie seine früheren Antworten. Irgendwie nichtssagend, lethargisch.

»Was ist geschehen?« Suko ließ nicht locker. Er war nun einmal hier und wollte es auch wissen.

»Nichts.«

»Das sehe ich.« Suko drehte sich um, wandte dem Wirt jetzt den Rücken zu und schaute in das Lokal hinein.

Die Männer hockten an ihren Tischen. Niemand rührte sich.

Nicht ein Arm wurde erhoben, um ein Glas zum Mund zu führen.

Wie Wachsfiguren kamen die Menschen dem Inspektor vor.
»Ich frage euch«, wandte er sich mit lauter Stimme an die Gäste, »was ist hier in Billings geschehen?« Man redete nicht, sondern schwieg ihn, den Fremden, an. Soweit es Suko möglich war, blickte er in jedes Gesicht. Ablehnung las er in allen, vermischt mit Apathie und einem gewissen Desinteresse.
Suko suchte nach Spuren in den Gesichtern der Männer.
Die allerdings sah er nicht. Bis ein jüngerer Mann meinte, der links von Suko neben einer Säule saß: »Dicht trifft es auch noch, Fremder.«
»Was trifft mich?«
»Halte den Mund, Rac!« sagte ein anderer Mann.
»Nein, lassen Sie ihn reden«, beharrte der Inspektor. Der mit Rac Angesprochene stand auf und ging. Er beugte dabei seinen Oberkörper vor, die Schritte waren schwer, mit denen er das Lokal durchschritt.
Für einen Moment spielte Suko mit dem Gedanken, ihn zu verfolgen, ließ es dann bleiben, weil er sich von den anderen Gästen Antworten erhoffte.
»Weshalb wollt ihr nicht reden?« erkundigte er sich. Jetzt schauten die Männer ihn nicht einmal an, sondern blickten ihrem Freund nach, der verschwunden war und die Tür hinter sich zugeknallt hatte.
Suko runzelte die Stirn und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Da war nichts zu machen. Er kam sich vor, als hätte er gegen eine Wand geredet und nicht Menschen angesprochen.
»Ihr Bier, Mister. Wollen Sie es nicht trinken?« Jetzt sprach wieder der Wirt hinter Suko. Der Chinese drehte sich um.
Apathisch blickten die Augen in dem Rasputin-Gesicht. Das Faß stand zwischen Suko und dem Wirt. Letzterer bewegte sich ein wenig nach links, um Suko den Bierkrug vorbeireichen zu können.
Auch der Inspektor rückte weiter. Er wollte nicht unhöflich sein und das bestellte Bier annehmen.
Mit der rechten Hand hielt der Wirt den Henkel fest.
Zwangsläufig schaute Suko auf den Krug und sah auch die Hand.
Seine Augen wurden groß. Er wollte es nicht glauben, doch eine Täuschung war es nicht. Die Hand hatte sich verändert.
Sie schillerte pechschwarz und fiel genau in diesem Moment ab, als sie Suko das Glas reichen wollte…

***

Ich wurde nicht bewußtlos, sondern erlebte alles mit, auch wenn ich mich in einem Zustand befand, der dem der Gleichgültigkeit irgendwie nahe kam.
Die Wucht des Aufpralls und der von mir nicht kontrollierten Bewegungen hatte mich auf die Seite, genau zwischen die Sitze gepreßt. Mit dem Kopf lag ich am Boden. Wasser tropfte vom

Armaturenbrett in meinen Nacken, wo es sich sammelte. Während ich lag, bewegte sich der Rover. Unendlich langsam neigte er sich zur Seite. Irgendwie unternahm ich den völlig irrwitzigen Versuch, mich noch dagegen anzustemmen und mein Gewicht zu verlagern, aber so konnte ich das Fahrzeug auf keinen Fall aufhalten. Ein Knirschen und Reißen erklang innerhalb der Karosserie, der Rover stöhnte, als läge er in den letzten Zügen, was auch irgendwie seine Berechtigung hatte, denn mit dem Fahrzeug konnte niemand mehr fahren. Noch ein Schlag.

Dann platzten die Scheiben. Die Frontscheibe war sowieso schon zerbrochen, die anderen Scheiben wurden nun auch zerstört, und der Rover geriet wieder ins Rutschen. Ich hatte gedacht, daß er sich irgendwo verkantet hatte und so aufgehalten wurde, aber dies schien nur so, denn mit dem Vorderteil zuerst rutschte der Rover talwärts. Langsam, dennoch unaufhörlich.

Ich hatte mich zusammengeduckt. Einige blaue Flecken würden zurückbleiben, gebrochen oder verstaucht hatte ich mir zum Glück nichts. Immer weiter ging es.

Ein Hindernis erschien. Ich konnte es nicht sehen, dafür hörte ich, wie der Rover dagegenhieb. Diesmal mit der linken Seite, die eingedrückt wurde.

Zum Glück lag ich rechts, so daß mir nichts geschah. Ich schielte rüber und sah, daß sich die Tür verbeulte und die Verkleidung innen wegplatzte. Noch ein Ruck.

Diesmal hatte ich den Eindruck, als würden starke Hände am Heck des Rover kräftig schieben. Dann stand das Fahrzeug.

Es gab ein letztes Stöhnen von sich, als wäre es ein waidwund geschossenes Tier. Mir hatte mal ein Autonarr erzählt, daß auch Blech ein eigenes Leben führe. Als ich das Stöhnen vernahm, wollte ich dem Auto-Fan fast glauben. Danach legte sich die Stille über die Absturzstelle. Obwohl es dabei nicht absolut still war, denn ich hörte das Prasseln des Eisregens, der, vom Wind getrieben, auf die Karosserie hieb und durch die zerstörten Scheiben drang, wobei er auch mein Gesicht traf. Ich mußte raus.

Das war leichter gedacht, als getan. Schließlich wußte ich nicht, wie der Wagen gefallen und wohin er gerutscht war. Er konnte am flachen Hang liegen, aber auch ebensogut dicht vor einem Steilhang gestoppt haben.

Nur keine zu hastigen Bewegungen, mein zerknautschtes Blechgefängnis konnte es mir unter Umständen übelnehmen. Ich bewegte mich sehr vorsichtig. Zum Glück hatte ich selbst nicht viel abbekommen, die einzig wirkliche Verletzung hatte mir eigentlich der Adler beigebracht. Den unteren Rand des Lenkrads umklammerte ich mit einer Hand und konnte mich ein wenig in die Höhe ziehen. Jetzt

sah ich die zerstörten Scheiben, der Blick fiel nach draußen und auf die wirbelnde, tanzende Schneewand. Ich hatte jetzt Furcht vor der Kletterei, doch irgendwie mußte ich ja wegkommen. Sicherlich aber würde zudem noch in der Nähe der Adler lauern. Der hatte bestimmt nicht aufgegeben.

Da der Wagen auf der Seite lag, mußte ich tatsächlich zur Tür hin hochklettern. Ein dummes Gefühl, jedoch nicht zu ändern. Ich hoffte nur, daß sich die Tür nicht verklemmt hatte und ich sie aufstoßen konnte. Andererseits mußte ich durch das Wagenfenster klettern, was nicht gerade reizvoll war. Mir fiel mein Ersatzkoffer ein. Er hatte bisher auf dem Rücksitz gelegen. Auf den wollte ich keinesfalls verzichten, denn er enthielt wertvolle Waffen.

Der Koffer war bei der Reise talabwärts natürlich nicht liegengeblieben. Er lag irgendwo am Boden und war unter die Sitze gerutscht, so daß ich nicht an ihn herankam. Er mußte dort liegenbleiben. Solange ich nicht wußte, welche Verrenkungen ich machen mußte, um das wertvolle Stück in die Hand zu bekommen, war alles zu riskant, denn durch heftige Bewegungen würde der Wagen sich vielleicht von der Stelle lösen, wo er gerade festhing. Ich konnte mich relativ gut hochziehen und erreichte die Tür. Durch die zerstörte Scheibe drangen die Schneekörner, trafen mein erhitztes Gesicht und kühlten es. Mit einer Hand suchte ich nach dem Türverschluß, fand ihn schnell, löste ihn und drückte dann gegen die Tür, um sie aufzustoßen. Sie hakte. Ich wurde blaß, hielt mit meinen Bemühungen inne und nahm einen erneuten Anlauf. Diesmal stemmte ich die Schulter gegen die Innenverkleidung der Tür. Ich merkte, daß sie sich bewegte, der Hoffnungsschimmer wurde heller, noch ein Druck, und dann schwang die Tür tatsächlich nach oben. Sehr schwerfällig, und sie wollte gleich wieder zuknallen, bis sie die Sperre überwunden hatte, die sie hielt.

Das erste Hindernis auf dieser gefährlichen Bahn hatte ich hinter mich gebracht.

Ich zitterte innerlich, warf einen langen Blick nach draußen und sah nur diese tanzende weiße Fläche des Schneegestöbers. Schwach hoben sich dahinter Umrisse ab. Es waren Felsen und schräg laufende Hänge.

Ich befand mich inmitten der Bergwelt und schob meinen Körper weiter über den Sitz an der Beifahrerseite, so daß ich aus dem Fahrzeug klettern konnte. Erst jetzt stellte ich fest, wo der Wagen gelandet war. Glück muß der Mensch haben. Ich hatte Glück, denn ein Stück weiter wäre nichts mehr zu machen gewesen. Drei Schritte entfernt begann ein Abgrund. Der Rover aber war gegen einen hochragenden Felsen geschoben worden, der wie eine Nase in die Höhe stach.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Sekundenlang blieb ich neben dem

Fahrzeug hocken und atmete tief durch.

Der Schnee hatte die Welt um mich herum mit einem weißen Leichentuch bedeckt. Alles schimmerte hell. Die Flocken fielen schwer und naß vom grauen Himmel.

Tief hingen die Wolken. Graue Schatten innerhalb der weißen Wand, die meine Sicht zusätzlich erschwerten.

Wo sollte ich hin?

Nach oben, also wieder zurück, konnte ich nicht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Weg talwärts zu nehmen, ebenfalls durch unbekanntes Gelände, vorausgesetzt, daß der Gegner mich ließ. Damit meinte ich den Adler. Ich stellte mich hin. Das klappte gut. Verletzungen waren nicht festzustellen.

Auch der Schneefall wurde dünner. Wie es beim Regen oft ist, der von einer Minute zur anderen aufhören kann, erlebte ich es hier beim Schnee. Deshalb blieb ich stehen, freute mich, daß die Sicht klarer wurde, und atmete auf, als keine Flocken mehr aus den grauen Wolken dem Boden entgegensanken. Die Luft hatte sich gereinigt. Sie war von einer seltsamen Klarheit, die Wolken verzogen sich, und mein Blick fiel auf eine phantastische Welt.

Eine schweigende schneebedeckte Berglandschaft lag vor mir. Schnee, wohin mein Auge reichte. Die gesamte Landschaft schien in Zuckerwatte eingepackt worden zu sein, aber weiter unten, wo die Täler lagen, da hatte es nicht geschneit, dort sah ich ein grünbraunes Schimmern. Und da mußte ich hin.

Vorausgesetzt natürlich, der Adler würde mich lassen, und das war die große Frage. Ich suchte und sah ihn.

Hoch über mir kreiste ein Vogel. Ob es der Adler war, konnte ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ging jedoch davon aus, denn selbst auf diese Entfernung war die große Spannweite seiner Flügel zu erkennen. Ja, das mußte er sein, denn er war der einzige Vogel in der klaren Winterluft. Sofort verschwand meine Siegesfreude wieder. Ich dachte an die erste Auseinandersetzung mit dem Tier und war sicher, daß es eine weitere geben würde. Bis dahin wollte ich einen guten Platz zur Verteidigung gefunden haben, denn hier oben konnte ich nicht bleiben. Zwar lag der Wagen in meiner Nähe, ich hätte auch eine gute Deckung gehabt, aber die Bewegungsfreiheit war zu sehr eingeschränkt.

Ein paar Schritte brachten mich an diese hochstehende Felsnase heran, wo ich die eingedrückte Kühlerschnauze meines Leihwagens deutlich erkannte.

Der Schnee knirschte unter meinen Füßen. Jetzt kam auch wieder Wind auf, er fuhr in mein Gesicht und schnitt wie viele kleine Messer.

Über die Felsnase schaute ich hinweg. Nicht schwindelfreie Menschen hätten Angst bekommen, denn vor mir ging es sehr steil

hinab. Da lag eine regelrechte Schlucht, in die konnte ich keinesfalls klettern, und ich wurde an den Fall erinnert, den ich vor kurzem in der Via-Mala erlebt hatte. Da war es ähnlich gefährlich gewesen. An diesem Fleck konnte ich auf keinen Fall stehenbleiben, also mußte ich mir einen anderen Weg suchen. Aber wo?

Es war schwer, ich kannte das Gelände nicht, und ein Bergsteiger war ich auch nicht.

Tief atmete ich durch. Dabei schielte ich zum Himmel hoch und sah den Adler über mir.

Er war jetzt tiefer gesackt, änderte dabei die Richtung, flog einen weiten Kreis und schoß plötzlich auf eine Wolke zu, die aus dem Nichts aufgetaucht war. Eine grüne Wolke!

Der Himmel war klar. Wenn Wolken erschienen, dann waren es graue oder weiße, aber grünliche Wolken deuteten auf dämonische Aktivitäten hin. Ich erhielt Besuch.

Die Wolke näherte sich ziemlich rasch. Ihre Geschwindigkeit hielt mit der des Adlers mit, der sie begleitete. Wie ein Denkmal stand ich auf dem Felsen. Das Kreuz vor meiner Brust lag offen. Die Beretta hatte ich steckengelassen. Mit Silberkugeln konnte ich wohl nicht viel ausrichten, aber noch blieb mir Zeit, und so wollte ich versuchen, an den Einsatzkoffer zu gelangen, denn in ihm befand sich der Bumerang.

Wenn es eine Möglichkeit gab, den Adler vom Himmel zu holen, dann mit dieser Waffe.

Ich ging wieder zurück. Der Wagen lag auf der rechten Seite. Wenn ich an den Einsatzkoffer wollte, mußte ich wieder hineinkriechen. Dies mit dem Kopf zuerst, so daß ich meinen Gegnern den Rücken zuwandte.

Keine beruhigende Vorstellung. Kaum hatte ich meine Hand auf den Türgriff gelegt, als ich die Stimme in meinem Rücken vernahm. Es war eine Frauenstimme. Sie klang kalt, höhnisch und grausam. Dazu siegessicher, und ich wußte sofort, wer da sprach.

Pandora.

Sofort drehte ich mich um!

Die Wolke war so nahe gekommen, daß ich sie mit der Hand hätte greifen können. Sie wallte und wölkte dicht vor mir, wobei der Adler über ihr schwebte und aus scharfen Augen mit ansah, was nun geschah. Zwei Hände erschienen.

Große Hände mit langen Fingern. Sie stießen aus dem Dampf, und ich sah, daß sie etwas festhielten. Es war ein Füllhorn.

Pandora war also nicht allein gekommen. Sie hatte ihre teuflische Dose oder Büchse mitgebracht. Durch sie war Pandora in die Mythologie und Geschichte eingegangen. Nicht nur die Hände bakam ich zu sehen, denn nun zeigte sie sich ganz.

Eine Frau schälte sich hervor. Eine schöne Frau!

Ich holte tief Luft und hielt für einen Moment den Atem an. Wie stand es noch geschrieben? Der Göttervater Zeus hatte Pandora mit allen Vorzügen ausgestattet, die zu einer schönen Frau gehörten. Wahrlich, Pandora war von nahezu überirdischer Schönheit, wobei sie und das Grauen so dicht nebeneinander lagen.

Die Haare umwallten lockig den Kopf. Sie schimmerten in einem weißlichen Goldton, und die Haut erinnerte mich an den frisch gefallenen Schnee, vielleicht um eine Idee dunkler. Pandora trug ein ebenfalls weißes Kleid, ähnlich einer Tunika geschnitten. In der Körpermitte wurde es durch einen Goldgürtel gehalten, dessen Hälften mit zwei ebenfalls goldenen Spangen verbunden waren. Eigentlich hätte sie in dieser Kleidung frieren müssen, besonders an den Füßen, denn sie steckten in offenen Sandalen, aber Pandora fror nicht. Sie stand da, ohne eine Gänsehaut zu bekommen, zitterte nicht und erinnerte mich an eine Statue.

Aber sie war eine Feindin, denn sie hielt das Füllhorn in der Hand. Aus ihm verbreitete sie das Grauen, schickte Pest und Verderben über die Menschen, um sie in schreckliche Geschöpfe zu verwandeln.

»Wir haben uns schon einmal gesehen!« begrüßte sie mich in meiner Sprache, während über ihrem Kopf der Adler wie ein Denkmal in der Luft stand und nicht einmal seine Flügel bewegte.

»Ja«, gab ich zu. »Ich weiß. Oben im Kloster…«

»Genau. Ich habe mich extra des Toten angenommen, damit du sehen kannst, wie chancenlos du bist und welche Macht in meinen Händen liegt. Ich bin gekommen, um diese Macht auszuspielen. Was vor sehr langer Zeit ins Leben gerufen wurde, soll nun fortgesetzt werden. Zudem habe ich mir ihn zurückgeholt.«

Das verstand ich nicht. Pandora sprach in Rätseln. Wen meinte sie nur damit?

Sie lachte. »Weißt du nicht, wer mein Diener ist? Wer eigentlich an meiner Seite steht?«

»Nein!«

»Dann schau nach rechts!«

Sie hatte so anfordernd gesprochen und meine Neugierde geweckt, daß ich nichts anderes konnte, als ihrem Wunsch Folge zu leisten. So drehte ich den Kopf.

An der seitlichen Begrenzung des Felsens lag der weiße Schnee. Er geriet allerdings jetzt in Bewegung, wurde nach unten gewischt, so daß das blanke Gestein zum Vorschein kam, um das sich zwei Hände klammerten.

Zehn helle Finger, allerdings dunkler als der frisch gefallene Schnee und ein wenig durchsichtig, so daß ich grüne, dünne Knochen unter der Haut erkannte.

Es war ein Mitglied der Mordliga, ein Wesen, das eigentlich zu Lady

X gehörte, Xorron!

Während sich der Herr der Zombies und Ghouls über die Kante schob, durchzuckten mein Gehirn zahlreiche Gedanken. Ich war nicht in der Lage, sie zu ordnen, meine Überraschung war zu groß. Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit einem Wesen wie Xorron. Das durfte nicht wahr sein.

Xorron und Pandora! Was hatten die beiden miteinander zu tun? Welche Verbindung gab es zwischen ihnen? Ich wußte es nicht, sondern konzentrierte mich auf Pandora, die mir die Überraschung wohl ansah. Sie lachte, bevor sie sprach. »John Sinclair, ich weiß, daß du jetzt durcheinander bist. Ich wäre es an deiner Stelle auch, aber du wirst noch erfahren, wie alles zusammenhängt. Lady X, die sich angemaßt hat, Xorron zu beherrschen, ist nicht seine wahre Herrin. Das bin ich allein.« Während dieser Worte kippte sie ihr Füllhorn, und ich erlebte die zweite Überraschung.

Aus der breiten Öffnung fiel ein Gegenstand, den ich nie im Leben bei ihr vermutet hätte.

Es war der Würfel des Unheils!

Er kugelte heraus und fiel genau in die linke offene Handfläche der Pandora. Mit einer Hand hielt sie ihn, hob den Arm und streckte mir den Würfel entgegen.

»Kennst du ihn?«

Ich nickte nur. Sprechen konnte ich in diesen Augenblicken nicht, meine Kehle war wie zugeschnürt. »Der Würfel des Unheils«, flüsterte sie. »Fast noch wichtiger als mein Füllhorn. Eine sehr gute Waffe, auf die ich lange Zeit gewartet habe, denn der Würfel war bereits in der Antike ein Begriff der Macht. Ich habe ihn jetzt an mich genommen, denn mir steht er zu, nicht einem Wesen wie dieser blutsaugenden Scott. Ich werde und ich kann ihn manipulieren. Er und das Füllhorn, sie sind unschlagbar, und beides befindet sich nun in meinen Händen…«

Sie lachte laut, denn sie weidete sich an meinem Schrecken.

Ich durfte nicht daran denken, was geschehen würde, wenn sie den Würfel auch weiterhin besaß. Grauenhafte Ereignisse standen dann bevor. Inzwischen hatte Xorron seine Kletterei hinter sich gebracht und war auf dem schmalen Felsen stehengeblieben. Ich drehte ein wenig den Kopf, denn so konnte ich ihn anschauen. Er war noch immer dasselbe Monster. Bisher hatte ich kein Mittel gefunden, um es zu besiegen, und ich fragte mich inzwischen, ob es überhaupt eins gab. Es war schwer, daran zu glauben.

Xorron war ein Neutrum. Geschlechtslos. Ein Monster, das tötete, ohne einen Grund zu haben. Es brauchte nur den entsprechenden Befehl zu erhalten, dann tat es alles. »Er hat sich gegen Lady X gestellt«, erklärte Pandora. »Daran kannst du erkennen, wer seine

eigentliche Herrin ist. Nicht wahr, Geisterjäger?«
»Ja, ich habe es bereits bemerkt.«
»Xorron wird mir gehorchen. Er hat es bereits bewiesen, denn ich habe den Würfel an mich genommen, und ich gab ihm den Befehl, Lady X zu töten.«
»Hat er es getan?« Die Frage stieß ich, ohne zu überlegen, hervor, denn ich wollte wissen, ob Xorron seine ehemalige Herrin wirklich umgebracht hatte. Gegen ihn hatte eine Vampirin wie Lady X keine Chance, das stand fest.
»Er hat es versucht«, erklärte mir Pandora. »Er hat es sogar zweimal versucht, aber er ist gescheitert.« Innerlich frohlockte ich zwar nicht, doch ein leichtes Grinsen konnte ich mir nicht verkneifen.
»Sie hat Glück gehabt, sehr großes Glück«, erklärte mir Pandora. »Ich hätte mich selbst darum kümmern sollen, denn ich hatte vergessen, daß Xorron manchmal ein wenig ungestüm ist und deswegen leicht die Übersicht verliert.« Ja, das konnte ich ihr nachfühlen. Auch ich hatte dieses Monster schon in Aktion erlebt. Es glich dann einer Walze, die niemand stoppen konnte.
»Bei dir wird er so vorgehen, wie ich es will«, erklärte sie mir. »Außerdem befinde ich mich in der Nähe und kann notfalls eingreifen. Mach dich auf etwas gefaßt, Sinclair!« Das mußte ich auch. Zeit, mir einen Verteidigungsplan zurechtzulegen, hatte ich nicht mehr, denn Xorron kam wie der berühmte Rammbock auf mich zu…

***

Suko erstarrte fast, als er die Hand abfallen sah. Sie knickte dicht über dem Gelenk einfach ab. Der Bierkrug konnte nicht mehr gehalten werden, er fiel ebenfalls, landete auf dem Tresen, die Flüssigkeit lief aus und klatschte gegen Sukos Hose, weil der Inspektor nicht schnell genug zur Seite sprang.
Er war wie vor den Kopf geschlagen. Es war ein makabres Bild. Die abgefallene Hand lag auf der Theke. Direkt über ihr befand sich eine Lampe, die ihren Schein auf die Hand fallen ließ, deren Finger noch den Griff des Kruges umklammerten. Suko wußte nicht, was er tun sollte. Er schnappte nach Luft, stierte auf das schreckliche Relikt, und er glaubte erkennen zu können, daß die Finger zuckten, die den Griff des Bierkrugs umklammert hielten.
Er schüttelte sich. Und dann sagte der Wirt etwas, das Suko bis in die Grundfesten hinein erschütterte. »Ich zapfe Ihnen ein neues!« Kein Wort von seiner abgefallenen Hand, gar nichts.
Er hatte es überhaupt nicht zur Kenntnis genommen.
Das sollte begreifen, wer wollte. Suko schaffte es nicht. Er atmete ein paarmal tief ein, schüttelte den Kopf und hob die Schultern. Grauenhaft war das.

»Danke, ich verzichte«, sagte der Chinese leise.

Der Wirt hob nur die Schultern und griff mit einer Hand nach der Zigarettenschachtel.

»Hören Sie mal!« zischte der Inspektor. »Haben Sie eigentlich mitgekriegt, was mit Ihnen passiert ist?«

»Natürlich.«

»Und?«

Der Wirt steckte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen, nahm ein Feuerzeug und zündete die Zigarette an. »Meine Hand ist abgefallen«, erklärte er.

»Können Sie sich nicht vorstellen, daß dies einen Grund haben muß?«

»Doch.« Er paffte ein paar Züge.

»Dann sagen Sie ihn mir!«

»Pandora!«

Suko stöhnte auf. Sie wußten es also. Ja, es war ihnen bekannt. Pandora hatte von der Stadt Besitz ergriffen, und die Einwohner fanden sich damit ab. Das war es.

»Wollen Sie sonst noch etwas wissen?« erkundigte sich der Wirt leise.

»Nein, eigentlich nicht. - Doch«, widersprach sich Suko im selben Augenblick. »Wo kann ich Pandora finden?«

»Sie ist irgendwo.«

»Das ist keine Antwort.«

»Warten Sie auf sie. Irgendwann kommt sie, dann werden auch Sie Ihr dienen.«

»Ich will…« Weiter sprach Suko nicht, denn er hatte hinter seinem Rücken einen schweren Fall vernommen. Blitzschnell wirbelte er herum und sah einen der Gäste. Er war von seinem Stuhl gekippt und schwer zu Boden geschlagen, wo er liegenblieb und sich nicht rührte.

Suko sprang vor. Er benötigte zwei Schritte, um den Mann zu erreichen. Als er sich bücken wollte, zuckte er zurück. Den Gast hatte es voll erwischt. Zu helfen war ihm nicht mehr, denn Suko erkannte bei ihm dieselben Symptome wie bei Dr. McGovern.

Schwarze Flecken auf einer hellen Haut, und die Flecken breiteten sich aus, so daß sie fast das gesamte Gesicht erfaßt hatten. Der ganze Körper war von dem schrecklichen dämonischen Keim schon so infiziert, daß er sich allmählich auflöste und erste Rauchschwaden, dünn wie Zigarren, über dem Gesicht schwebten.

Der Rauch stieg aus der Haut, das Gesicht verzerrte sich dabei in unendlicher Qual, und der Körper des Menschen schrumpfte zusammen, er wurde mumienhaft. Der Inspektor schüttelte sich und schluckte gleichzeitig. Der Vorgang jagte ihm Angst ein. Aber nicht nur er, auch die Apathie der übrigen Gäste ließ ihn schaudern. Da schaute jeder zu, was mit seinem Nachbarn geschah, und niemand

griff ein.

Wie sollte er auch? Denn jeder wußte, daß ihm dasselbe Schicksal bevorstand, wenn er genauer darüber nachdachte. Die Menschen steckten in einem Kreislauf, der nur mit der Vernichtung und dem Tod enden konnte. Anderes war nicht mehr drin.

Suko schaute die Männer der Reihe nach an. Sie hielten seinem Blick stand, das war alles. »Will ihn denn keiner hinausschaffen?« rief der Inspektor.

»Wofür?« Ein alter Mann hatte dies gefragt. Seine Stimme klang brüchig, resignierend. Es war ihm anzumerken, daß er aufgegeben hatte. Da steckte kein Widerstand mehr in ihm, der Wille war gelähmt, ausgeschaltet, tot…

Suko drehte sich. Er streckte dabei seine Arme aus und fragte: »Wo steckt Pandora?«

»Das möchte ich auch gerne wissen!« wurde ihm von der Tür her geantwortet, die mit einem Ruck aufgeflogen war. Suko erstarrte.

Auf der Schwelle stand, lässig die Maschinenpistole im Anschlag haltend, eine alte Bekannte. Lady X!

***

Xorron war ein Monster. Man konnte ihn fast als unbesiegbar bezeichnen, und doch hatte auch er mit der Tücke des Objekts zu kämpfen. Und das war in diesem Fall der glatte Boden.

Er kam nicht so weg, wie er es sich vorgestellt hatte. Mit dem rechten Bein knickte er ein, weil der Fuß abrutschte. Ich hatte eine Gelegenheit zum Kontern. Und ich wollte es noch einmal versuchen. Dieser Unhold mußte doch zu packen sein. Als Xorron so unfreiwillig vor mir kniete, nahm ich das Kreuz und preßte es blitzschnell gegen seinen Rücken. Es reagierte.

Von dem Kreuz strahlte ein grünblauer Schein ab, der sich gedankenschnell über Xorrons Körper verteilte und ihn einhüllte wie ein durchsichtiger Mantel. Xorron stieß einen Grunzlaut aus. Dann schüttelte er sich und hob den Arm.

Er konnte sich also noch bewegen. Die Magie des Kreuzes schaffte es leider nicht, ihn zu stoppen. Ich hatte wieder einmal das Nachsehen und bekam den Hieb mit. So schnell und auch so hart war er geschlagen, daß es mir nicht gelang, noch auszuweichen. An der Hüfte wurde ich getroffen, ließ Xorron los, wurde zurückkatapultiert und landete mit dem Rücken im Schnee, der hoch aufstob, als ich hindurchsegelte.

Mit beiden Armen ruderte ich, um mich zu halten. Leider war die Geschwindigkeit zu groß. Ich konnte mich selbst nicht stoppen, das besorgte der Wagen, gegen den ich krachte. Mit dem Rücken hieb ich gegen das Blech des verbeulten Rover. Der Wagen bewegte sich, so

hart war ich dagegen geschlagen.
Ich krümmte mich am Boden liegend. Mein Gesicht war verzerrt, ein paarmal holte ich tief Luft, wälzte mich von einer Seite zur anderen, und es drang Schnee in meinen Mund, den ich hastig ausspie.
»Pack ihn dir!«
Diesen Befehl gab Pandora. Nichts, was Xorron lieber getan hätte. Ich lag am Boden, er hatte sich wieder erholt und kam auf die Füße. Das grünblaue Schimmern hatte sich verflüchtigt, der magische Angriff des Kreuzes war abgeschmettert worden, und Xorron hatte sich wieder einigermaßen erholt.
Er wälzte näher.
Aus meiner Perspektive wirkte er noch größer und wuchtiger. Seine Arme bewegten sich vor und zurück. Er schlenkerte sie. Grün schimmerten die Knochen unter der Haut. Ich hatte zwar mein Kreuz, doch es zeigte bei Xorron keine Wirkung. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!« Diese Worte offenbarten ein großes Geheimnis. Mit ihnen konnte ich das Kreuz aktivieren, und ich schrie sie dem heranstürmenden Xorron entgegen.
Im selben Augenblick veränderte sich die Welt. Das Kreuz in meiner Hand wurde zu einer ›Bombe‹. Es leuchtete an seinen vier Ecken auf. Gewaltige Lichtbalken schossen hervor, die nicht nur Xorron umhüllten, sondern auch Pandora. Hatte ich gewonnen?
Kaum war dieser Gedanke in meinem Hirn aufgezuckt, als der Gegenschlag erfolgte. Und der traf mich voll!

***

Mit allem hätte Suko gerechnet, nur nicht mit dem Auftauchen der ehemaligen Terroristin und jetzigen Vampirin Pamela Barbara Scott. Sie stand vor der Türschwelle, zeigte und gab sich sehr lässig, hielt die Waffe locker und lächelte. Wobei dieses Lächeln schon eher einem Grinsen glich. Sie fühlte sich in diesen Augenblicken sehr bestätigt, denn sie hatte seit ihrem Eintreten die Regie übernommen und genoß ihren Auftritt sichtlich.
Suko kannte die Untote. Er ließ sich von ihrer Lässigkeit nicht täuschen, denn er wußte genau, daß sie jeden im Auge behielt. Vor allen Dingen den Inspektor. Er gehörte schließlich zu ihren Erzfeinden.
»So sieht man sich wieder«, sagte sie.
Der Chinese nickte. »Ja, ich hatte mir schon gedacht, daß wir uns treffen. Der Mord an dem Pater wies auf dich hin.«
»Ich brauchte Nachschub.«
»Silberkugeln?«
»Genau, Chinese, Silberkugeln! Die Konkurrenz ist stark geworden, und ich muß mich wehren können.«

»Auch gegen Pandora?«

»Sicher.«

Suko lächelte. »Dann ist meine Vermutung falsch gewesen. Ich nahm an, ihr hättet euch zusammengeschlossen.«

»Nein. Es ist wie bei manchen Ehepaaren. Wir passen einfach nicht zueinander.«

»Dann sind wir jetzt drei Parteien«, stellte der Inspektor fest. »Sehr interessant.«

»Richtig. Aber bilde dir nur keine Schwachheiten ein, Chinese. Jeder kocht hier seine eigene Suppe, auch ich. Wir sind und werden keine Verbündeten.«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Aber gedacht.« Lady X trat näher und behielt ihr Lächeln bei. Sie hatte einen kurzen Blick in die Runde geworfen und kommentierte das Ergebnis. »Pandora hat aufgeräumt. Mir scheint, daß wir auf die Leute nicht mehr zählen können.«

»Das stimmt.«

»Was ist mit ihnen geschehen?«

»Dämonische Bazillen haben sie infiziert. Als Pandora ihr Füllhorn auskippte, gelang es ihnen nicht mehr, sich in Sicherheit zu bringen. Die Saat der Unglücksbotin ist voll aufgegangen. Sie sitzt wohl am längeren Hebel.«

»Das scheint so«, erwiderte die Untote, wobei sie eine besondere Betonung auf das zweite Wort legte. »Aber noch hat sie nicht gewonnen.«

Suko wunderte sich. So hatte er Lady X eigentlich noch nie erlebt, denn Suko konnte eine gewisse Unsicherheit bei ihr erkennen.

Er wußte nicht genau, woran es lag, und zermarterte sich das Gehirn, bis er sich die Blutsaugerin ein wenig genauer anschaute und feststellen mußte, daß etwas fehlte, das sie sonst immer bei sich trug.

Der Würfel des Unheils!

Genau, er fehlte. Sie ging nie ohne ihn, er hatte sonst seinen Platz an ihrem Gürtel, und auch vom Äußeren her sah die Vampirin ziemlich ramponiert aus.

Sie mußte einiges durchgemacht haben. Als Suko das klargeworden war, konnte er sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Dein Grinsen stört mich, Chinese!«

»Ich dachte nur über die Lage nach und vermisse etwas an dir, Lady X. Oder hast du es nicht mehr nötig, den Würfel des Unheils mitzunehmen? Bist du bereits so erstarkt, daß du auf ihn verzichten kannst?«

Da hatte der Inspektor ein Thema angesprochen, das die Vampirin überhaupt nicht mochte. Sie schüttelte sich vor Wut, die Augen schleuderten Blitze, noch breiter verzog sie ihren Mund, wobei die

Zunge hervorschnellte und Suko das Gefühl hatte, seine Karten, die sowieso nicht die besten waren, überreizt zu haben. Würde sie schießen?

»Ich an deiner Stelle würde es mir überlegen«, sagte Suko, der ihre Reaktion vorausahnte. »Behalte dein Feuer, Lady X. Auch ich gehöre zu Pandoras Gegnern.«

Die Scott entspannte sich wieder ein wenig. Unter der Haut an der Wange zuckten die Muskeln, aus dem Mund drang ein Räuspern, und sie schüttelte den Kopf. »Glaube nur nicht, Chinese, daß wir jetzt Partner sind.«

»Das habe ich auch nicht angenommen, aber ich wollte nur die Fronten klären.«

»Und?«

»Ich weiß inzwischen, daß Pandora noch stärker ist, als ich annahm. Sie hat dir den Würfel genommen.«

»Es stimmt.«

»Und deine Helfer? Du bist doch sicherlich nicht allein gekommen. Wo stecken Vampiro-del-mar und Xorron?«

»Ich habe sie nicht mitgenommen.«

»Na gut. Lassen wir es dabei.« Suko hob die Schultern und gab sich ganz locker. »Wie hast du dir das weitere Vorgehen so gedacht?«

»Ich werde mein Spiel aufziehen.«

»Es wird dir schwerfallen.«

Da lachte Lady X hart auf. »Glaubst du denn im Ernst, daß ich zurückstecke, auch wenn ich den Würfel im Augenblick nicht mehr besitze? Nein, ich mache weiter. Und ich werde mir den Würfel zurückholen. Aber ohne deine Hilfe, Chinese.«

»Sie könnte dir etwas nutzen.«

Die Scott schüttelte den Kopf. »Du kannst mich nicht reinlegen. Genau wie ich weißt auch du, daß uns alles trennt und nichts verbindet. Wir sind und wir bleiben Feinde.«

»Dann schieß!«

Es hatte auch einen Mann wie Suko Überwindung gekostet, diese Worte zu sprechen. Er warf sein Leben nicht leicht weg, denn trotz der zahlreichen Gefahren, in die er immer geriet, hing er sehr daran.

Er und die Vampire waren Feinde. Jeder wollte die Vernichtung des anderen, doch Suko glaubte nicht daran, daß sie ihn so einfach mit einer Garbe auslöschen würde. Sie konnte es sich nicht leisten, denn sie stand einer feindlichen Übermacht gegenüber.

Lady X schoß nicht. Statt dessen sagte sie: »Nein, Chinese, so einfach mache ich es nicht. An anderer Stelle vielleicht, aber nicht hier. Ich will dich jedoch waffenlos sehen. Leg deine Kanone weg und auch deinen verfluchten Stab.«

»Wenn ich es nicht tue, wirst du dann schießen?«

»Sicher!«
»Nun gut, ich werde dir den Gefallen erweisen, aber es ist ein Fehler. Die andere Seite ist zu mächtig. Ich habe die Menschen sterben sehen. Du kommst als einfacher Vampir gegen die Magie der Pandora nicht an, Lady X. Laß dir das gesagt sein!«
»Waffen weg!«
Bisher hatten die Gäste dem Dialog gelauscht. Niemand mischte sich ein, sie saßen auf ihren Plätzen, und ihre Blicke schwankten zwischen Lady X und Suko. Es sah auch nicht so aus, als würden sie für irgend jemand Partei ergreifen. Im Gegenteil. Suko dachte daran, daß, wenn zwei sich streiten, sich der dritte immer freute. Und das konnten in diesem Falle die Gäste sein.
»Beeil dich!« forderte die Vampirin. »Ich will nicht eine halbe Ewigkeit hier stehen!«
»Schon gut.« Suko griff unter sein Jackett. Die Finger berührten bereits den Stab, als etwas eintrat, womit er nicht im Traum gerechnet hatte.
Die Gäste erhoben sich von ihren Stühlen. Das lief nicht langsam ab, nicht einer nach dem anderen stand auf, nein, es waren alle, die formlich in die Höhe schnellten, als hätten sie einen Befehl erhalten, den außer ihnen weder Suko noch die ehemalige Terroristin gehört hatten. Und sie blieben stehen.
Der Vergleich von Zinnsoldaten kam Suko in den Sinn, denn so steif standen die Männer.
Auch Lady X zeigte sich irritiert. »Was soll das?« zischte sie. »Setzt euch wieder hin!«
Zwei drehten die Köpfe. Einer von ihnen, ein jüngerer Mann, griff nach einem Stuhl, hob ihn an, und es war klar, was er vorhatte. Er wollte ihn auf die Scott schmettern. Die staunte einen Moment. Auf ihrem Gesicht breitete sich die Überraschung aus.
Sie reagierte dennoch blitzschnell und bevor der Stuhl auf sie zuflog. Die Garbe peitschte durch den Raum. Sparsam ging Lady X mit den Kugeln um. Sie hatte die Schußfolge genau dosiert. Dies wiederum bewies, welch ein Profi sie im Umgang mit dieser Waffe war. Ein kurzes Aufblitzen des Mündungsfeuers. Dieses nervöse Flackern kannte auch Suko. Er selbst sprang auch zur Seite und sah den Stuhlwerfer fallen.
Er sah noch mehr. Vielleicht hatte ihm der Sprung sogar das Leben gerettet, denn der Wirt, der nur noch eine Hand besaß, hatte mit der anderen unter die Theke gegriffen und ein Gewehr hervorgeholt.
Und er bewies, daß er auch einhändig schießen konnte. Der Kolben der Jagdflinte lag in seiner Ellbogenbeuge, der Finger befand sich am Drücker, und er schoß. Lady X stand genau im Weg. Sie zuckte nicht einmal, als die Kugel den Lauf verließ, das hatte sie nicht nötig. Fast

stemmte sie sich noch dagegen, und das Geschoß hieb dicht unter ihrer rechten Brust voll in den Leib.

Weit riß sie ihren Mund auf, ließ sich zurückfallen und lachte dabei gellend. Bleimantelgeschosse taten ihr nichts, bei der Scott mußte man schon mit härteren Dingen kommen. Plötzlich brach das Lachen ab. Leicht geduckt stand sie da, schien inmitten einer Bewegung erstarrt zu sein, und im nächsten Augenblick knatterten die Abschüsse durch den Raum. Mündungsflammen tanzten. Die Garbe, bestehend aus normalen Geschossen, sägte schräg auf den Wirt zu, und von mindestens acht Kugeln im und dicht unterhalb des Kopfes getroffen, wurde er zurückgefegt und zwischen das Regal geworfen, wo er langsam zu Boden sackte und sich nicht mehr erhob.

Suko hatte Deckung gefunden.

Diese wertvollen Sekunden, in denen die Scott abgelenkt worden war, hatte der Chinese ausgenutzt. Ein Pfeiler verbarg ihn vor den Augen der Lady X, und hier kauerte er sich zusammen.

Er hatte seine Beretta gezogen, die Waffe schräg gegen den Pfeiler gepreßt und zielte damit dorthin, wo sich die Vampirin aufhielt. Die jedoch hatte andere Sorgen, sie wurde angegriffen, denn man wollte sie von der Tür wegdrängen. Auch auf Suko kam jemand zu. Er schwang eine volle Flasche, um sie auf den Kopf des Chinesen sausen zu lassen. Da der Angreifer bereits ziemlich nahe herangekommen war, hatte der Inspektor Mühe, dem Hieb auszuweichen.

Die Flasche krachte gegen den Pfeiler, zersplitterte, und ein Regen aus Scherben und Whisky ergoß sich nach unten. Suko rollte sich mit viel Schwung zur Seite und damit aus der Gefahrenzone.

Einen zweiten Angriff brauchte er nicht hinzunehmen, denn der Mann kümmerte sich nicht mehr um ihn. Er ging auf die Tür zu, wo sich die meisten der anderen Gäste befanden, denn ein unwiderbringlicher Drang zog sie nach draußen. Ein paar Spritzer hatte Suko abbekommen. Er wischte über seine Augen, erhob sich wieder und sah, daß die Scott auf einen Tisch gesprungen war, die MPi dabei in Anschlag haltend.

»Laß sie gehen!« schrie der Chinese, denn er konnte sehen, wie sie auf die Männer anlegte.

Lady X zuckte herum. »Wieso? Ich…«

»Laß sie, verdammt!« Suko lehnte am Pfeiler, den rechten Arm ausgestreckt, und er zielte mit der Beretta auf Lady X.

»Chinese, du verfluchter…!«

»Laß sie gehen!«

Die Scott senkte die Waffe.

Suko atmete auf. Dieser Sieg ging auf sein Konto, das stand fest.

Die Gäste beeilten sich, den Raum zu verlassen. Irgend etwas trieb sie nach draußen. Suko war sich nicht sicher, was es war, doch er wollte

es herausfinden, und er dachte auch an die Menschen selbst, die vielleicht noch zu retten waren, wenn es ihnen gelang, Pandora zu überwältigen und zu vernichten. Die Tür wurde aufgestoßen, als die ersten die Gastwirtschaft verließen. Suko schaute kurz hin, und er sah einen flackernden Schein auf der Straße. Feuer!

Für einen Moment vereiste er. Wollten die von Pandora beeinflußten Menschen vielleicht ihren Ort abbrennen? Wenn ja, dann hatte er wohl einen Fehler begangen, als er sie gehen ließ.

»Was ist los?« schrie er Lady X zu.

»Sie brennen etwas ab.«

»Was?«

»Sieh selbst nach. Du hast sie ja schonen wollen, verdammter Hundesohn!«

Suko gab darauf keine Antwort. Er lief jedoch nicht zur Tür, sondern stellte sich an ein Fenster, nahm einen Aschenbecher und zertrümmerte die Scheibe, denn sie war zu schmutzig, um durch sie genau erkennen zu können, was draußen vor sich ging.

Daß er Lady X dabei den ungedeckten Rücken zuwandte, störte ihn nicht. Sie hatte hoffentlich eingesehen, daß es besser war, wenn sie ihre Kugeln zurückhielt. Suko schaute nach draußen. Seine Kehle wurde trocken, denn was sich dort anbahnte, konnte man schon mit dem Begriff ›Ungeheuerlich‹ umschreiben…

***

Pandora hatte voll auf Xorron gesetzt! Sie kannte ihn, sie wollte ihn zurückhaben, aus der Zukunft in die Vergangenheit holen, denn sie kam aus einem Reich, in dem sich die Zeiten mischten.

Er hatte ihr mal gehorcht, und er sollte ihr wieder gehorchen. Jeder, der sich ihm oder ihren Plänen in den Weg stellte, mußte vernichtet werden.

Aus der Vergangenheit war sie zu einer kurzen Stippvisite erschienen, hatte in der Gegenwart ihre Macht bewiesen und würde in die Vergangenheit zurückkehren, doch dann, wenn es ihr paßte.

Ein Hindernis stellte sich ihr in den Weg. John Sinclair und das Kreuz!

Sie spürte plötzlich, welch eine Magie in diesem Kreuz steckte, und als John Sinclair die magische Formel schrie, da war es ihr, als würde ein Blitzstrahl durch ihren Körper fahren. Diese Kraft, diese mörderische magische Kraft drohte sie zu zerreißen. Sie selbst warf sich zurück, schwebte in der Luft, umklammerte den Würfel und stieß einen gedanklichen Hilferuf an ihren eigentlichen Schöpfer aus. Es war Zeus, der griechische Göttervater! Würfel und Kreuz waren aktiviert worden. Beide Kräfte prallten gegeneinander.

Hoben sie sich auf? Entstand unter Umständen ein magisches

Vakuum? Auch Pandora wußte es nicht. Niemand hatte ihr gesagt, daß dieser Gegner eine so mächtige Waffe mitführte, und sie sah noch, wie es auch John Sinclair von den Beinen riß und sich sein Körper in einer Wolke von Licht auflöste. Dann war alles anders. Die Magie der Zeiten stellte die Weichen…

***

Suko wollte nicht glauben, was er sah. Das Dorf hatte sich verändert. Die Häuser und Straßen waren dieselben geblieben, aber die Menschen verließen ihre Wohnungen, hatten sich auf der Straße versammelt und kreisten das Haus ein, in dem sich die Gastwirtschaft befand.

Nicht nur sie waren gekommen, auch die Gestalten, die Pandora geschickt hatte.

Skelette, bräunlich schimmernd und mit langen Flammenpeitschen bewaffnet, ähnlich wie sie der Dämon Belphegor getragen hatte, gesellten sich zu den anderen. Sie alle führten einen makabren Reigen auf. Sie tanzten um ein großes Feuer, das sie angezündet hatten und das ein schauriges Spiel aus Licht und Schatten über die gesamte Straße warf. Dabei schrien sie immer wieder den Namen Pandora, warfen sich auf die Erde und erinnerten Suko an alte Klageweiber aus der Historie.

Er konnte es nicht fassen. Lady X war vergessen, in diesem Augenblick interessierte er sich nur für diese Gestalten, die sich so seltsam benahmen.

Auch andere Dämonen befanden sich zwischen ihnen. Diese kleinen huschenden grünen Wesen, die ebenfalls aus dem Füllhorn der Pandora nach unten gekippt waren, bewegten sich über die Straße und hüpften wie glühende Bälle. Sie saßen in der Falle.

Für Suko stand dies fest, und daran gab es auch nichts zu rütteln. Er war gespannt, wie Lady X darüber dachte, denn diese irre Situation hatte beide praktisch zu Verbündeten gemacht.

Die Scott war von der Tür zurückgetreten und preßte die Mündung der Maschinenpistole gegen Sukos Hals. Der Inspektor spürte den kalten Druck. Er bewegte sich nicht und verspürte auch seltsamerweise keinerlei Angst, auch dann nicht, als er die Worte der Vampirin vernahm. »Was meinst du, Chinese, wird mir dein Blut schmecken?« flüsterte sie.

»Du wirst dich vergiften!«

»Wie sollte ich?« gab sie lachend zurück.

»Ganz einfach. Weil die anderen stärker sind. Du hast nur deine Maschinenpistole, nicht den Würfel und auch weder Xorron noch Vampiro-del-mar. Du kannst beide nicht erreichen, also stehst du allein, wenn du mich tötest. Bleibe ich jedoch am Leben, vergrößern

sich die Chancen um 100 Prozent. Hast du das begriffen?«

»Sicher. Nur sehe ich es anders.«

»Und wie?«

»Ganz einfach, Chinese. Du hast gesehen, daß ich so leicht nicht zu töten bin. Sie haben auf mich geschossen, ich lebe. Das wird ihnen eine Lehre sein…«

»Hast du das Feuer vergessen?« fragte Suko.

»Die kleinen Flämmchen?«

Suko schielte aus dem Fenster. Er sah ein Skelett mit seiner feurigen Peitsche in der Nähe des Fensters. Lady X konnte es nicht erkennen. Suko sagte auch nichts, sie sollte ihre Lehren selbst ziehen, und es dauerte nur noch einen Moment, bis es soweit war.

Der Schlag kam von der Seite, war kaum zu erkennen, und die glühende Peitsche wickelte sich um den noch bestehenden Fensterrahmen und teilte ihn in der Mitte. Er krachte zusammen. Suko zuckte zurück, obwohl er die Mündung noch immer spürte, aber Lady X schoß nicht, denn sie wußte genau, daß diese Peitsche gefährlich werden konnte, wenn das Feuer auf sie übergriff.

Im nächsten Augenblick kletterte das Skelett selbst in den Raum. Suko war es leid. Er stieß Lady X zurück, zückte seine Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Die drei Riemen fielen genau in dem Augenblick nach draußen, als das Skelett sich von der Fensterbank fallen ließ. Es stand noch nicht ganz, als Suko gegen die bräunlich schimmernde Monsterfigur seine Peitsche einsetzte. Die Riemen wickelten sich um den Knochenmann, der eigentlich zerrissen werden mußte, aber wer konnte die Überraschung des Inspektors beschreiben, als dies nicht geschah. Hastig zog Suko die Peitsche zurück. Er hörte hinter sich das wütende Schreien der Lady X und sprang zur Seite. Jetzt erst erfolgte die Reaktion, und es zeigte sich, daß die Peitsche dennoch eine Wirkung erzielt hatte.

Das Skelett platzte nicht auseinander, es füllte sich statt dessen auf. Vor den Augen des staunenden Suko lief etwas ab, das er noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Die Rückverwandlung eines Skeletts zum Menschen. Fleisch bedeckte auf einmal die Knochen. Muskeln und Sehnen konnte der Inspektor erkennen, auch die Haut wuchs nach, und die leeren Höhlen innerhalb des Totenschädels füllten sich mit Augen, dem Mund und der Nase. Ein Mensch entstand.

Ein Mensch mit einer Waffe, denn aus der flammenden Peitsche wurde ein Krummschwert, dessen Klinge bläulich schimmerte.

Vor Suko stand ein muskulöser Krieger der Antike. Ein fast nackter Mann mit einem flachen Gesicht und einer hohen Stirn, so daß der Kopf ein wenig Ähnlichkeit mit dem eines Affen bekam.

Dem Inspektor blieb vor Staunen der Mund offen. Wenn er das jemandem erzählte, kein Mensch würde ihm glauben, und auch Lady

X war gebannt, wie der Inspektor mit einem raschen Seitenblick feststellen konnte. Sie rührte sich ebenfalls nicht von der Stelle, stand da und hielt ihre MPi umklammert. Pandora hatte ihre Büchse ausgekippt und das Grauen auf die Erde geschickt. Bei ihr wurden aus Menschen keine Monster, sondern aus Monster Menschen. Das war der Unterschied.

»Wir müssen ihn erledigen«, sagte Lady X und schoß. Die Bleigarbe hieb in die Brust des auf magische Art und Weise entstandenen Kriegers. Es waren mehrere Kugeln, die trafen und den Körper auch aufrissen. Blut war nicht zu sehen. Nur eine braune Masse, wie sie der Körper auch außen zeigte. Der Krieger schlug mit seinem Schwert zu. Als er die Klinge durch die Luft zog, entstand ein fauchendes Geräusch, das Suko klarmachte, daß mit diesem Gegner auf keinen Fall zu spaßen war.

»Erledige du ihn doch!« peitschte die Stimme der Scott. Suko mußte innerlich grinsen. Plötzlich stand sie auf seiner Seite. Ein Wahnsinn. Bis aufs Messer hatten sie sich bekämpft, nun fighteten sie nebeneinander gegen Wesen aus einer anderen Zeit.

Noch hielt Suko die ausgefahrene Peitsche in der Hand. Er wollte nicht sofort und zu ungestüm angreifen, denn der Krieger ging mit seinem Kurzschwert um wie mit einem etwas zu langen Messer. Es konnte leicht sein, daß er mit einem Streich die Peitschenriemen traf und sie durchtrennte. Sie belauerten sich.

Da die Tür offenstand, fiel auch weiterhin der flackernde Widerschein des Feuers in den Gastraum, malte gespenstische Schatten und verzerrte die Gestalten der drei Anwesenden, die noch lebten.

Auch Lady X griff ein.

Die Maschinenpistole hielt sie in einer Hand. Sie hatte sie in die Linke gewechselt. Mit der Rechten packte sie die Lehne eines Stuhls, wuchtete das Möbel in die Höhe und schleuderte es auf den Krieger der Antike zu.

Sie lenkte ihn damit ab, das war die Chance für Suko. Ein blitzschneller Ausfallschritt brachte ihn an die rechte Seite, und im nächsten Moment zuckte sein Arm vor. Die drei Peitschenriemen falteten sich auseinander, wischten an der Klinge vorbei und trafen zielsicher die Gestalt des Kriegers. Lady X und Suko hörten das Klatschen, als die Riemen den nackten Körper berührten. Für beider Ohren war es Musik, und der Krieger stieß einen grunzenden Laut aus, während er herumfuhr und den Arm ausstreckte, denn er wollte den Inspektor noch mit seinem Schwert erwischen. Suko drehte fast tänzelnd ab, riß die Peitsche an sich und sah zu, wie der Krieger verschwand. Er wankte nach draußen.

Plötzlich hatte er kein Interesse mehr an seinen Gegnern, sondern

ließ den Gastraum hinter sich. Suko und Lady X schauten ihm staunend nach, wie er schnurstracks auf das Feuer zuschritt.

Hoch loderten die Flammen, und sie erhielten noch mehr Nahrung, als der Krieger in sie hineinschritt. Er tötete sich selbst!

»Das begreife ich nicht!« zischte die Scott. »Verdammt, das will mir nicht in den Sinn. Dir?« Suko schüttelte den Kopf.

»Wir brechen aus, Chinese«, sagte die Vampirin. »Und wenn du es nicht willst, dann mache ich es. Auf jeden Fall will ich hier weg. Ich fühle mich eingekreist.«

»Du kannst ja gehen.«

»Und du?«

Da lachte Suko. »Glaubst du denn im Ernst, daß sie dich durchlassen? Du kommst doch gegen die Meute nicht an. Die machen dich fertig, sobald du einen Fuß über die Schwelle gesetzt hast. Aber wie du willst. Versuche es!« Die Worte waren bei der ehemaligen Terroristin auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie zögerte, ihr Vorhaben weiterhin durchzuführen, und schaute wie Suko nach draußen, wo der aus dem Skelett entstandene Körper allmählich verbrannte. Aber Pandora hatte nicht nur die Skelette geschickt, auch andere Dämonen waren aus dem Füllhorn gefallen. Kleinere Wesen, die harmlos aussahen, es jedoch in sich hatten. Vor allen Dingen waren sie schnell. Wie kleine Raketen starteten sie auf der Straße, huschten durch die offene Tür und glichen hart geworfenen Bällen mit glühenden Augen, die plötzlich größer wurden und in Flammen übergingen.

Suko und Lady X brauchten nicht mehr zu raten, was diese dämonischen Wesen vorhatten. Sie wollten die Gaststätte in Brand stecken, und es blieb nicht nur bei einem, sondern drei, vier huschten durch die offene Tür, ohne daß die Scott oder Suko etwas unternehmen konnten, weil alles zu schnell über die Bühne lief.

Drei dieser Geschöpfe hatten den Weg gefunden, prallten gegen Tische oder Wände, wo sie in einem glühenden Regen auseinanderfielen und dort, wo die Reste von ihnen gelandet waren, Flammenbündel hochschossen und sich ausbreiteten. Da durch die offene Tür ein Windstoß fauchte, wurde die Flammenwand dicht hinter der Schwelle hochgeschleudert und zu einem wahren Feuerorkan, der Suko und Lady X den Weg nach draußen versperrte.

Die Scott hatte Glück. Sie war schon auf dem Weg zur Tür, als sie stoppte und ihren Oberkörper herumschleuderte. Über ihr verzerrtes Gesicht tanzte der Widerschein des Feuers. Suko las keine Angst von ihren Zügen ab, sondern eher Wut und Ärger. Er konnte sich den Grund leicht denken. Lady X fehlten ihre Helfer und der Würfel. Bisher hatte sie sich immer auf sie verlassen können, nun sah es schlecht für sie aus, denn sie mußte allein einen Ausweg finden, wobei sie Suko als Partner nicht anerkennen konnte, denn er war schließlich

ihr Feind. Sollten sie diese Hölle überstehen, würde jeder von ihnen versuchen, den anderen zu töten. Nur die gemeinsamen Gegner schweißten sie für den Moment zusammen.

»Siehst du einen Ausweg?« schrie Lady X und wich ein wenig zurück, da sich das Feuer ausbreitete.

Suko hob die Schultern. »Wir müssen nach oben.«

»Was?« Dieses eine Wort deutete an, daß Lady X so begeistert von dem Vorschlag nicht war.

»Ja, ich habe eine Treppe gesehen. Es ist die einzige Möglichkeit. In der ersten Etage ist noch alles normal.« Suko hustete, weil ein Rauchschwall gegen ihn stieß. Die Scott schaute in die Flammen. Wie Suko erkannte sie hinter den tanzenden Feuerzungen die schattenhaften Gestalten der braunen Skelette, die nur darauf warteten, wieder angreifen zu können.

Sie nickte. »Dann gehen wir!« Im nächsten Augenblick duckte sie sich, denn mit großem Tempo wirbelte ein weiterer Dämon in den Gastraum.

Er flog etwa in Kopfhöhe und hatte eine so große Geschwindigkeit, daß er bis über den Tresen flog und gegen die Wand prallte, wo noch einige Flaschen standen. Dort prallte er ab, fiel zu Boden, wo er sich im Nu zu einer zischenden Lohe ausbreitete, die augenblicklich den gesamten Platz hinter dem Tresen ausfüllte.

Suko spürte die heiße Welle des Feuers. Wie ein Höllenatem fauchte sie ihm entgegen. Er drehte sich, denn er wollte zur Treppe, die hinter der Theke nach oben führte. Lady X rannte ebenfalls. Sie schimpfte. Suko konnte nicht verstehen, was sie sagte, dafür sah er, daß einer der Balken Feuer gefangen hatte. Am Beginn der Treppe blieb er stehen und hörte hinter sich einen Knall. Er drehte sich um. Die Tür zum Hof war aufgeflogen. Ein Schwall Feuer brach in den Gang. Und mit den Flammen kamen die Skelette, denen die heißen Zungen nichts ausmachten. Dieser Weg war auch versperrt. Sukos Annahme hatte sich als korrekt herausgestellt. Es war nichts mehr zu machen. Noch war die Treppe frei. Mit einer Hand packte Suko den Geländerkopf und wuchtete seinen Körper herum. Dann jagte er mit langen Sätzen die Stufen hoch, erreichte den ersten Absatz und schaute in die wabernden Wände aus Flammen und Rauch.

Auch die Scott beeilte sich. Feuer war ebenso gefährlich für sie wie geweihte Silberkugeln oder ein angespitzter Eichenpflock. Zusammen mit dem Inspektor überwand sie den nächsten Treppenabsatz, und sie befanden sich nun in der ersten Etage. »Wie weiter?«

Suko hob die Schultern. Er sah sich um. Hier oben wütete das Feuer noch nicht. Sie hörten von unten her die Flammen fauchen und knistern, wobei erste dicke Rauchschwaden ihren Weg über die Treppe fanden und in die Höhe quollen. »Vielleicht gibt es eine

Verbindung zum Nachbarhaus«, sagte der Inspektor. »Und dann?«

»Über die Dächer.«

Lady X wollte etwas sagen, verschluckte die Worte aber, denn sie hatte Schritte gehört. Sie kamen die Treppe hoch.

Suko drückte sich an der Vampirin vorbei und sah zwei Skelette mit flammenden Peitschen.

Lady X schoß an Suko vorbei. Die Kugeln konnten die Wesen zwar nicht töten, sie hieben jedoch in die braunen Körper und schleuderten sie wieder zurück.

Für einen Moment hatten sie Ruhe.

Suko war bereits weitergelaufen. Das Haus hatte nur die erste Etage, darüber begann das Dach, zu dem es sicherlich einen Aufstieg gab.

Suko fand die Luke am Ende des Ganges. Sie war in die Decke eingelassen. Braun schimmerte das Holz. Man mußte einen Griff packen und konnte die Luke aufziehen. Der Chinese blieb direkt darunter stehen, duckte sich zusammen und sprang in die Höhe. Er streckte seinen rechten Arm aus, bekam den Griff zwischen die Finger und zog die Luke nach unten.

Mit ihr fiel eine Leiter heraus, deren Ende wuchtig auf den Boden knallte.

Lady X hatte es sehr eilig. Sie drängte sich an dem Chinesen vorbei und kletterte die Stufen hoch. Als Suko ihr folgte und einen Blick zurückwarf, da sah er die beiden Skelette den Gang entlanglaufen. Sie hielten weiterhin ihre flammenden Peitschen fest.

Für Suko wurde es Zeit. Lady X hatte bereits ihren Weg auf den Speicher genommen und sich dort verkrochen. Der Chinese überlegte, ob er zwei Silberkugeln opfern sollte, doch er ließ es bleiben. Nein, damit waren die anderen nicht zu stoppen.

Aber der Inspektor wollte es den Verfolgern erschweren. Deshalb zog er die Luke wieder zu, nachdem er den Speicher erreicht hatte. Die Leiter kam automatisch mit hoch. Finster war es nicht. Durch schräge Fenster fiel Licht. Allerdings waren sie sehr klein, so gering in den Ausmaßen, daß Suko kaum hindurchpaßte.

Er hätte schon Ziegel ausbrechen müssen, um den Weg auf das Dach zu finden.

Als er die Bleistiftleuchte einschaltete, hörte er das Fluchen der Vampirin. Sie geisterte über den Speicher und suchte einen Ausstieg. Außer Staub, Dreck und vergammelten Möbelstücken fand sie nichts.

»Dann müssen wir eben die Dachpfannen lösen«, sagte der Inspektor und machte sich bereits an die Arbeit. Der Speicher war nicht isoliert. Die einzelnen Pfannen lagen auf den Balken und Querverstrebungen. Da das Dach ziemlich alt war, gab es an einigen Steilen Lücken, wo graues Tageslicht hindurchschimmerte.

Suko suchte sich eine dieser Lücken aus, stemmte seine Handflächen

gegen die Dachpfannen und setzte all seine Kraft ein. Er sprengte die Pfannen weg, hörte ihr Poltern und Rutschen. Das Loch hatte sich erweitert. Auch Lady X half mit. Nur nahm sie nicht ihre Hände, sondern den Lauf der Maschinenpistole. Ihn schlug sie gegen die Pfannen und war ebenfalls erfolgreich. »Wäre doch gelacht, wenn wir das bißchen nicht schaffen«, knurrte Suko, wobei er einen schrägen Blick der Vampirin auffing.

Der Inspektor grinste. »Woran denkst du?« fragte er. »An mein Blut? Das kannst du dir abschminken, Lady X!«

Als Antwort zog sie ihre Lippen zurück und präsentierte die beiden Vampirzähne.

»Die haue ich dir noch in den Leib, diese kleinen Beißerchen!« versprach sie Suko, bevor er damit begann, durch das jetzt offene Dach nach draußen zu klettern. Die Öffnung war breit genug, so daß er mit seinen Schultern hindurchkam. An einem Holzbalken hielt er sich fest, strampelte noch mit den Beinen und schaffte es, auf das Dach zu gelangen.

Er blieb liegen, denn es war nicht einfach, auf die Füße zu kommen, weil das Dach ziemlich schräg und durch die Feuchtigkeit auch sehr rutschig war. Sogar hier wurde er vom Widerschein der Flammen getroffen. Genaues konnte er nicht erkennen, da ihm die Dachschräge den Blick in die Tiefe verwehrte. Dann kam Lady X. Sie hatte sich die Maschinenpistole um die Schulter gehängt. Geschmeidig waren ihre Bewegungen. Wie eine Schlange glitt sie auf die Schräge und blieb neben Suko.

»Was machen wir jetzt?«

Der Inspektor deutete nach vorn. Genau an der Stelle, wo das Dach sein Ende fand, schloß sich das nächste Haus an, das allerdings nicht in gleicher Höhe, sondern um etwa einen Yard tiefer lag. Wenigstens schätzte Suko dies. »Dort müssen wir hin.«

»Dann geh!«

Suko machte den Anfang. Auf allen vieren bewegte er sich vor und hielt aufgeschreckt inne, als unter ihnen etwas zusammenkrachte, wobei sich die Erschütterung sogar auf das Dach übertrug.

Die Flammen breiteten sich aus, und es würde sicherlich nicht lange dauern, bis sie auch das Dach erfaßt und die Pfannen weggesprengt hatten.

Über ihnen lag ein grauer Himmel. Von der Straße her leuchtete der Widerschein des Feuers. Zuckenden Schatten gleich tanzte er über die graue Himmelsfläche. Es war eine gespenstische Atmosphäre, in der sich die beiden so ungleichen Partner voranbewegten. Man hatte sie in die Enge getrieben, und sie sahen keine andere Möglichkeit, zu einem Erfolg zu kommen, deshalb diese Tour. Suko erreichte zuerst das Ziel. Noch hielt das Dach, hatte sich das Feuer nicht so weit ausgebreitet,

daß es auch die Konstruktion erfaßte, doch als Suko nach unten blickte, da erkannte er, daß ihre Chancen nicht gut standen. Pandoras Brut hatte die Straße regelrecht überschwemmt. Und nicht nur diese, auch an den anderen Seiten des Hauses lauerten sie und hatten mit ihren Flammenpeitschen Feuer gelegt. Suko sah einen alten Schuppen lichterloh brennen. Zwischen den Wesen bewegten sich schattenhaft und wie Marionetten die Bewohner von Billings. Sie waren durch den Keim der Unheilbringerin voll infiziert worden. Suko mußte den Sprung auf das Nachbardach schaffen. Wirklich keine große Entfernung. Normalerweise eine der leichtesten Übungen des Chinesen, und Suko holte tief Luft, bevor er sich auf das Nachbarhaus fallen ließ. Er wäre gern in diesem Augenblick eine Katze gewesen. Sie hätte sich festgekrallt. Suko konnte es nicht, obwohl er es versuchte. Er verlor fast das Gleichgewicht, mußte nachgreifen, rutschte dabei weg, hatte aber Glück im Unglück, denn er bewegte sich genau auf einen Schornstein zu, der ihm nicht nur im Weg stand, sondern ihm auch den nötigen Halt bot, so daß Suko seine Arme um das Mauerwerk klammern konnte. Geschafft!

Er zog die Beine etwas an, drehte seinen Unterkörper, um mit den Knien Halt zu finden, und konnte nicht nur zurück, sondern auch auf Lady X schauen, die ebenfalls in diesem Moment sprang.

Sie hatte es so machen wollen wie Suko. Im ersten Moment sah es auch so aus, als würde sie es schaffen, dann aber war ihr ausgerechnet ihre Waffe im Weg. Der Lauf der MPi kantete auf eine Dachpfanne, dadurch geriet Lady X aus der Richtung, und sie rutschte ab.

Im Nu befand sich die Vampirin auf dem Weg zum Dachrand. Suko hörte ihren Fluch. In einer reaktionsschnellen Bewegung löste er einen Arm vom Schornstein und streckte ihn so aus, daß er Lady X den Weg versperrte. Trotzdem reichte es nicht.

In einer Entfernung von vielleicht einer Handspanne glitt die Untote an Sukos Fingern vorbei.

Dabei fluchte sie wie ein Seemann, und sie verfluchte auch den Inspektor, denn sie glaubte, daß Suko sie reingelegt hatte. Verzweifelt war sie bemüht, die Rutschpartie nach unten zu beenden, doch das Dach hatte einfach eine zu starke Neigung. Zudem wurde ihr die auf den Pfannen liegende Feuchtigkeit zum Verhängnis, und der Dachrand kam immer näher.

»Du verfluchter Bastard!« brüllte sie voller Haß. »Du hast mich hier hängenlassen. Ich hole mir dein Blut! Ich…«

Sie verstummte, denn jetzt hatte sie den Dachrand erreicht. Ihre Beine befanden sich schon darüber, sie pendelten, unter ihnen lag die Tiefe, wo die Feinde nur auf sie lauerten und das Feuer immer höhere Flammen gegen den trüben Himmel schickte. Was weiter geschah, konnte Suko nicht sehen, denn das Feuer hatte jetzt auch das

Nachbarhaus erfaßt und die Gewalt der F!ammen, vermischt mit heißer Luft, sprengte die Pfannen in die Höhe, so daß sie wie Geschosse wegflogen, bevor die feurige Lohe gierig und fauchend aus der Öffnung stieß. Auch Suko spürte die Hitze. Sie übergoß ihn, brannte auf seiner Haut, und er mußte seinen Platz wechseln, denn lange konnte er es in dieser Stellung nicht aushalten, das stand fest. Er konzentrierte sich auf jede seiner Bewegungen, führte sie langsam durch und hoffte darauf, keinen einzigen Fehler zu machen, der tödlich enden konnte. Wie ein Gummimensch drehte sich Suko um den Schornstein herum. Er wollte auf die andere Seite gelangen und sich dort weiterbewegen, vielleicht gelang es ihm auch, das Dach des nächsten Hauses zu erreichen. Er hatte es schon gesehen, und es kam ihm wesentlich flacher vor als das, auf dem er sich nun fortbewegte.

Was mit Lady X geschehen war, konnte er nicht erkennen. Wenn sie gefallen war, hatten sich ihre Gegner sicherlich auf sie gestürzt, aber Suko wollte nicht glauben, daß sie ohne Widerstand aufgab. Zumindest hätte sie geschossen, und das hatte er nicht gehört.

Zoll für Zoll kam er voran. Trotz der kühlen Luft war er in Schweiß gebadet. Es lag an der Anspannung und vielleicht auch daran, daß hin und wieder der heiße Atem des Feuers über seinen Rücken leckte.

Sein Blickwinkel wurde besser. Er schaute nach rechts, sah auf die Schräge hinab und konnte die Dachrinne erkennen, die nicht genau gerade verlief, sondern sich an einigen Stellen, durch was auch immer, hochgebogen hatte. Und genau dort entdeckte er zwei Hände! Suko kannte Lady X sehr genau. Er brauchte nur einmal hinzuschauen, um zu erkennen, daß es ihre Finger waren. Sie hatte sich im letzten Augenblick festklammern können und war nicht in die Tiefe gefallen und von ihren Feinden zerfetzt worden.

Deshalb keine Schüsse und Schreie. Suko hielt inne. Sollte er Lady X zu retten versuchen? Es wäre Wahnsinn gewesen, und er entschloß sich, es nicht zu tun. Nein, die hatte zuviel auf dem Gewissen. In diesem Augenblick war sich jeder selbst der nächste. Zudem hätte die Blutsaugerin auch nicht gezögert, ihn zu töten, wenn sich die Chance dazu bot.

Suko behielt seine Richtung bei, und er passierte Lady X, wobei er das Dach des folgenden Hauses nicht aus den Augen ließ.

Natürlich hatten seine Feinde längst festgestellt, wo sie sich befanden, und entsprechend reagiert. Suko hielt plötzlich inne, als er auf dem Dach vor ihm die Gestalten auftauchen sah.

Es waren die mit flammenden Peitschen bewaffneten Skelette, die aus einer Dachluke kletterten. Vier zählte der Chinese, und seine Gegner benötigten nur Sekunden, um ihn zu entdecken.

Die Chancen des Inspektors sanken allmählich dem Nullpunkt entgegen…

***

Kreuz gegen Würfel!

Wer war stärker? Konnte das Kreuz es schaffen und die magische Kraft des Würfels besiegen? Denn der Würfel war zum Bösen hin manipuliert worden, weil seine Trägerin es so wollte.

Ich fand keine Antwort auf diese Fragen, da ich in diesen Momenten nicht mehr ich selbst war. Andere Kräfte, die außerhalb meiner Kontrolle lagen, hatten Besitz von mir ergriffen und mich in einen Strudel hineingerissen, wo es weder eine Zeit noch andere Begriffe gab, mit der man die Lage hätte erklären können.

Ich befand mich in einem magischen Vakuum, und um mich herum tobten die Entladungen.

Es war nicht dunkel wie bei einigen Dimensions-und Zeitsprüngen, die ich bereits hinter mich gebracht hatte. Ich bekam alles mit und konnte doch nicht eingreifen, denn andere Kräfte kontrollierten meinen Körper und meinen Geist. Um mich herum war es hell.

Zwar kein Strahlen, aber ein seltsames Glänzen, als würde ich mich in einem Käfig befinden, dessen Innenwände mit Silberpapier ausgekleidet waren.

Hin und wieder sah ich Gesichter innerhalb der Flächen auftauchen. Und es waren die, die ich zuletzt gesehen hatte, bevor Würfel und Kreuz reagierten. Grauenhaft verzerrt das sonst so schöne Gesicht der Pandora. Blaß und ausdruckslos das von Xorron, dem Herrn der Untoten und Zombies, und auch ein anderes schimmerte durch.

Allerdings sah ich nur zwei Augen, die so wirkten, als wären sie von einem Schleier überdeckt. Der Seher?

Meine Gedanken arbeiteten trotz allem klar und scharf. Wenn er es tatsächlich war und vielleicht seine schützende Hand über mich hielt, fühlte ich mich wenigstens nicht so allein. Irgendwie gaben mir diese Augen, die so gütig, gleichzeitig streng und auch wissend blicken konnten, große Hoffnung.

Ich wußte nicht genau, wer der Seher war. Es gab Spekulationen. Einmal hatte ich daran geglaubt, Nostradamus in ihm zu erkennen, ein anderes Mal dachte ich an Hesekiel, den Erschaffer meines Kreuzes. Auf jeden Fall war es ein Geist, der über vielem stand.

Noch immer tobten die Kräfte. Ich ließ mich treiben. Erstens konnte ich mich nicht wehren, zweitens wollte ich es auch nicht, und drittens war ich nicht in der Lage, irgend etwas bewußt zu steuern. Ein Mantel aus Magie umhüllte mich, ich wurde getragen, weggezerrt, und mein eigener Wille war ausgeschaltet.

Die verschneite Umgebung des schottischen Hochlandes hatte ich längst vergessen. Im Tunnel der Zeiten gab es keine Gegenstände, da existierte einfach nicht die Welt, wie ich sie kannte. Dort wurden die irdischen Gesetze ad absurdum geführt Wie lange sollte die Reise noch

dauern? Und an welches Ziel würde sie mich führen?

Darüber dachte ich nach, obwohl ich selbst nichts steuern konnte. Weit hielt ich die Augen geöffnet. Vielleicht gelang es mir, einen Blick auf den Seher zu werfen. Unter Umständen wollte er mir eine Botschaft überbringen, denn er hatte sich mir gezeigt.

Ich täuschte mich, denn das Augenpaar tauchte nicht wieder auf.

Dafür sah ich Pandoras Gesicht. Und ich erkannte darin einen gewissen Schrecken oder sogar Entsetzen. Irgend etwas hatte sie aus der Bahn geworfen, mußte sie stören, daß sie so reagierte.

Bleibe ruhig, John Sinclair! Bleibe, um Himmels willen, ruhig. Aber sieh der Gefahr ins Auge. Du hast eine magische Reise unternommen. Der Würfel und dein Kreuz haben ihre volle Kraft entfaltet. Es ist zu einer Eskalation gekommen, und du wärst fast zwischen den Mahlsteinen dieser beiden gegensätzlichen Pole zerrieben worden. Ich habe es soeben verhindern können, das Ende des Sohn des Lichts vermeiden. Mehr kann ich nicht tun, auch mir sind die Hände gebunden, denn du wirst bald in einer Zeit und in einer Dimension erwachen, in der die alten Sagen und Legenden zur Wirklichkeit geworden sind. Menschen, die über diese Sagen berichtet haben, konnten hin und wieder einen Blick in die Dimension werfen, anderen blieb es versagt, und du wirst etwas erleben, was später für dich noch einmal wichtig ist. Behalte also Ruhe, schaue genau hin, und wehre dich deiner Haut, John Sinclair!

Derjenige, der mir diese Sätze durch einen geistigen Kontakt übermittelt hatte, war der Seher. Er hatte mich also nicht verlassen, sondern stand nach wie vor auf meiner Seite.

Auch ich wollte eine Antwort formulieren und ebenfalls eine Frage stellen, da war der Kontakt abgebrochen.

Ein gewaltiges Rauschen erreichte mich einen Moment später, und plötzlich war diese seltsame Welt um mich herum verschwunden.

Alles wieder normal.

Im ersten Augenblick überfiel mich ein Schwindel. Er machte mich benommen, ich schüttelte den Kopf, atmete ein paarmal tief durch, öffnete die Augen und war überrascht, daß ich noch immer auf dem Felsen stand, wo alles seinen Anfang genommen hatte. Ich schaute in die Tiefe.

Nein, doch nicht! Ich hatte mich geirrt, denn ich sah keinen Schnee mehr. Er konnte nicht so rasch weggetaut sein, es gab auch keine Hänge und Weiden. Eine andere Berglandschaft umhüllte mich, und ich sah in der Ferne eine graugrüne wogende Fläche, die heranrollte und gegen gewaltige Felsen dröhnte, wo sie lange Schaum-und Gischtstreifen in die Höhe wuchtete.

Dort lag das Meer, und ich befand mich dicht an einem Steilufer oder auf einer Insel. Beides konnte sein.

Tief holte ich Luft. Sie schmeckte nach Salz und war lau. An das Mittelmeer wollte ich nicht glauben, sondern eher an eine Reise in eine andere Dimension. Am Himmel stand eine tiefe Sonne. Ich mußte meine Augen mit der Hand beschatten, um gegen die Strahlen schauen zu können, die sich wie flüssiges Gold auf die Oberfläche des Meeres legten.

Trotz der intensiven Suche gelang es mir nicht, ein Schiff zu entdecken. Das Meer blieb einsam.

Ich kontrollierte meine Waffen, bevor ich mich umwandte. Bis auf den Bumerang trug ich alles bei mir. Wenn sich Feinde zeigen sollten, konnte ich mich wehren.

Bis zur Steilküste war es nicht weit. Ebenso nah war die Distanz zu den Felsenbergen, die vor mir hochragten. Sie sahen aus wie nebeneinander gestellte Säulen, waren rauh, zeigten Spalten, Furchen, zahlreiche Vorsprünge und auch vom Wind blankgewaschene Stellen, Meine Blicke tasteten die Wände ab. Ich suchte nach Lebewesen, vielleicht nach einem Vogel oder einem anderen Tier. Nichts war zu sehen, nur das nackte Gestein. Ich ging langsam vor. Wo der Sand hergekommen war, der auf dem Boden lag, wußte ich nicht. Er mußte vom Wind aus irgendeiner entfernt liegenden Wüste über das Wasser hergeweht worden sein, und er stäubte hoch, als ich auf die Felsen zuschritt.

Wenn ich an ihnen hochschaute, fühlte ich mich ungeheuer klein. Sie waren wirklich gigantisch, und es schien mir, als würden sie sich mir entgegenneigen, je näher ich auf sie zuschritt. Rechts von mir wurden sie von den Strahlen der untergehenden Sonne getroffen, die das Gestein in einer Breite von ungefähr drei nebeneinanderstehenden Häusern beleuchteten.

Am unteren Ende der Felsen, wo der Wind gebrochen wurde, hatte er den Sand hochgetürmt. Er schien wie ein erstarrter breiter Schleier am Gestein zu kleben. Ein imposantes mächtiges Bild, das sich veränderte, je näher ich herankam, denn nun konnte ich Einzelheiten erkennen, und ich entdeckte die Höhlen.

Es waren keine runden Löcher, sondern breite Spalten, die, wie mit einem Messer geschnitten, innerhalb des Gesteins klafften. Einige befanden sich so tief, daß ich zu ihnen hinklettern konnte. Das wollte ich auch.

Es hatte keinen Sinn, näher über mein Schicksal nachzudenken. Ich hätte mir nur unnötig Sorgen gemacht und mir den Kopf zerbrochen. Da man etwas von mir wollte und nicht umgekehrt, würde ich alles auf mich zukommen lassen. Die anderen meldeten sich schon. Zudem hatte ich schlimmere Dinge erlebt in ganz anderen Welten. Allerdings ahnte ich nicht, was mich hier noch alles erwartete, und so ging ich optimistisch den Aufstieg an, um die erste Höhle zu erreichen.

Der Weg war nicht einfach. Auch konnte ich ihn nicht in gerader Linie nehmen, sondern mußte Serpentinen gehen, um das Ziel zu erreichen. Die letzte Strecke gestaltete sich als die schwierigste, da kam ich mir wie ein Steinbock vor, der in den Felsen herumklettert. Schließlich stand ich vor der Höhle. Der Rand war ziemlich breit. Die Gefahr eines Fehltritts bestand kaum, und ich schaute mich wieder um. Da ich mich jetzt noch höher befand, war sich der Blick über das Meer besser, und am Horizont, wo das Meer und der Himmel zu einer Linie verschmolzen, entdeckte ich ein Boot. Tag und Dämmerung gingen ineinander über. Die Luft war klar. Das Boot konnte ich deutlich erkennen, und ich war überrascht wegen der Form der Segel. Segelboote auf dem Mittelmeer?

Okay, davon gab es viele. Jedoch konnte man das Boot, das ich sah, nicht mit einer modernen Yacht vergleichen. Das sah mir eher so aus wie ein Boot aus dem Altertum. Allmählich dämmerte es mir.

Ich war wahrscheinlich nicht in einer anderen Dimension, sondern in einer anderen Zeit gelandet. In der Vergangenheit vor Christi Geburt!

Das mußte ich verdauen. Nicht zum erstenmal war mir so etwas passiert. Ich meine damit einen Zeitrutsch in die Vergangenheit. Im vierten oder fünften Jahrhundert nach Christi Geburt hatte mir ein alter Makkabäer die meisten Geheimnisse des Kreuzes offenbart, als ich mit der Pyramide des Wissens dort gelandet war. Im Zeitalter weit vor Christi Geburt, als nicht die Römer, sondern die Griechen die beherrschende Macht in der damals bekannten Welt waren, dahin hatte es mich zum erstenmal verschlagen. Dachte ich genauer darüber nach, so konnte ich es als eine logische Folge bezeichnen. Die Gestalt der Pandora stammte aus der griechischen Mythologie. Es würde mich nicht wundern, wenn mir noch Odysseus begegnete.

Das Boot hatte ein neues Ziel gefunden. Die Insel!

Ein schiefer Blick zur Sonne zeigte mir, daß sie noch nicht versunken sein und ein Rest an Helligkeit zurückbleiben würde, wenn das Schiff die Insel erreichte. Mich brauchte man nicht unbedingt zu sehen, deshalb schaute ich mich nach einem Versteck um. Ich fand es.

Nicht in eine Höhle verkroch ich mich, sondern klemmte meinen Körper in einen Spalt, der wie geschaffen für mich schien. Ich verschmolz mit dem Fels, und es würde für andere schwierig werden, mich überhaupt zu entdecken. So wartete ich ab.

Schon bald war das Schiff deutlicher zu erkennen. Es hob sich von der graugrünen Fläche des Meeres ab. Das einzige, schräg gespannte und geblähte Segel schimmerte in den Farben von Rot und Weiß. Doch nicht nur die Kraft des Windes trieb das Schiff an, sondern auch Rudersklaven, die ich zwar selbst nicht sah, dafür jedoch die Ruderstangen, die an der Backbord-und Steuerbordseite des Schiffes aus den dafür vorgesehenen Öffnungen stachen.

Deshalb war der Kahn so schnell, und ich dachte wieder an die Worte des Sehers, der mir berichtet hatte, daß ich ein Ereignis erleben würde, das in der Zukunft noch Bedeutung haben könnte.

Ich war gespannt, wie das Schiff die Brandung überstehen würde. Sie war ziemlich hart, man mußte den Kahn gut ausmanövrieren, und einen Hafen hatte ich nicht entdeckt. Das Schiff drehte ab.

Nach Backbord hin wurde es geleitet und geriet aus meinem Blickwinkel. Das ärgerte mich. So konnte ich nicht erkennen, was weiterhin geschah. Ich mußte raten. Wahrscheinlich lief der Kahn einen Hafen an. Ich hatte jedoch keinen gesehen, und auch das Schiff blieb meinen Augen jetzt verborgen.

Fast platzte ich vor Neugierde. Das Schiff lief sicherlich nicht ohne Grund diese einsame Insel im Meer an. Ich spielte mit dem Gedanken, meine Deckung zu verlassen, doch das wäre schlecht gewesen, man sollte mich nicht entdecken.

Es wurde dunkler.

Fast übergangslos geschah dies, und die Schatten der hohen Felsen glichen einem finsteren Tuch, das alles andere überdeckte.

Manchmal, wenn der Wind günstig stand, da glaubte ich, Stimmen zu vernehmen. Als verwehende Fetzen wurden die Laute an meine Ohren getrieben, doch verstehen konnte ich nichts.

Hell und weiß war der Schaum an der Brandung. Er wurde so hoch geschleudert, daß ein glitzernder Tropfenregen über die Steilwand fiel.

Am Himmel stand der Mond. Die Sichel leuchtete fahl und warf ihr silbriges Licht nach unten. Ein fast romantisches Bild, wenn ich in meiner Zeit auf so einer Mittelmeerinsel Urlaub gemacht hätte, so aber fand ich es nicht romantisch, sondern eher düster und geheimnisvoll.

Das Warten wurde zur Qual. Manchmal brachte der Wind wieder feinen Sand mit, der seinen Weg auch in mein Gesicht fand.

Plötzlich bewegte sich etwas. Das geschah vor mir am Strand, und im nächsten Augenblick schob sich wieder etwas hinaus in die anrollenden Wellen der Brandung. Das Boot legte ab.

Eine Veränderung konnte ich nicht feststellen. Weshalb hatte es die Insel angelaufen? Grundlos sicherlich nicht. Ich dachte nach und gelangte zu der Überzeugung, daß die Männer vielleicht etwas auf der Insel zurückgelassen hatten. Mein Blick glitt in die Richtung, wo ungefähr der Anlegeplatz liegen mußte. Dort bemerkte ich auch etwas. Es war ein Spiel von Licht und Schatten. Einem Licht, das tanzte und eigentlich nur von einem Feuer stammen konnte. Der rötliche Widerschein wurde stärker. Das Feuer mußte durch den aufkommenden Wind neue Nahrung erhalten haben, weshalb die Flammen auch höher schlugen. Ich war wirklich mehr als gespannt und wollte meine Deckung schon verlassen, als ich aus reinem Zufall

einen letzten Blick nach links und rechts warf. Da sah ich sie.

Eine Gestalt verließ nicht weit von mir entfernt eine der Höhlen. Sie hatte helles, fast golden schimmerndes Haar und trug ein tunikaähnliches Gewand. Die Frau war Pandora!

***

Als hätte mich ein gütiges Schicksal davor bewahrt, voreilig zu reagieren, so kam es mir vor. Wäre ich wenige Sekunden früher aus dem Schatten der Felsen getreten, hätte sie mich gesehen. So aber sah ich sie und konnte die Verfolgung aufnehmen.

Pandora schaute sich nicht um. Sie wandte sich nach links und schritt auf dem Vorsprung immer an den hohen Felsen entlang, wobei sie sich nicht ein einziges Mal umdrehte. Mir gereichte es zum Vorteil, daß sie ein so helles Gewand trug. So war sie gut zu erkennen und verschmolz niemals mit den düsteren Schatten der Felsen. Natürlich war ich gespannt, wohin sie der Weg rühren würde. Wahrscheinlich hinunter zum Strand, denn sie nahm die Richtung, die dorthin wies, wo das Schiff angelegt hatte. Ich bemühte mich, so leise wie möglich zu sein. Pandora ging nicht sehr schnell, dafür zielstrebig und sehr sicher.

Schon bald verließ sie den Vorsprung und wandte sich scharf nach rechts. Sie brauchte nicht zu klettern, denn ein schmaler Pfad führte in die Tiefe und wand sich schlangengleich zwischen den rechts und links hochwachsenden Felsen. Ich konnte näher an sie heran. Einmal löste sich unter meinem rechten Fuß ein Stein. Zum Glück rollte er nicht in die Tiefe und riß auch keine anderen mit. Trotzdem war ich stehengeblieben und lauschte mit angehaltenem Atem. Es rührte sich nichts. Pandora ging weiter, demnach hatte sie mich nicht gehört. Nach wenigen Minuten konnte ich bereits über die Felsen schauen und mehr erkennen.

Da gab es tatsächlich einen kleinen Hafen. Ein natürliches Gewässer, zum Meer hin geschützt durch halbrunde Felsen, die wie die Zangen eines Skorpions wirkten. Dort brach sich das Wasser.

Am Strand jedoch, auf einer hellen weißen Fläche aus Sand, da brannte ein Feuer.

Die Ankömmlinge hatten es als Zeichen zurückgelassen, und die Flammen fraßen sich gierig in die rohen Holzbalken hinein.

Das Feuer war das Ziel der Pandora. Natürlich trug sie ihr Füllhorn. Ohne diesen Gegenstand konnte man sie sich überhaupt nicht vorstellen. Pandora hatte es unter den linken Arm geklemmt, die runde Öffnung wies nach vorn.

Ich duckte mich tiefer zwischen die Felsen, während ich die nächsten Schritte zurücklegte.

Schließlich konnte ich wieder normal gehen und fand einen Platz,

der nur wenige Armlängen vom Feuer entfernt war und im Schatten lag.

Pandora hatte das Feuer erreicht. Sie ging einmal um die Flammen herum und hielt den Kopf dabei gesenkt. Mit ihren Blicken suchte sie den Boden ab. Was hoffte sie dort zu finden?

Ich wußte es nicht, doch ich sah, wie sie sich bückte und etwas aufhob. Es sah aus wie ein längliches Paket und schimmerte glasig, als bestünde es aus geschmolzenem Sand. Sosehr ich mich auch bemühte, genau konnte ich es nicht erkennen, was Pandora in ihren Armen hielt. Es wurde spannend, denn sie war vor dem Feuer stehengeblieben. Dabei wandte sie mir ihr Profil zu, das im Widerschein der Flammen seltsam hart erschien. Sehr genau schaute ich hin. Selbst das Füllhorn hatte Pandora abgestellt, sie hielt nur den Gegenstand in den Händen, den die Seeleute zurückgelassen hatten.

»Aus dem Reich der aufgehenden Sonne bist du gekommen«, sprach sie plötzlich mit lauter Stimme.

»Du, großer Xorron, den die Mythen der Götter erschaffen haben, damit die Unsterblichkeit bewiesen wird. Aus den magischen Kristallen gläserner Welten wurden Geist, Kraft und Stärke eingeschmolzen. Du bist unsterblich, denn ich, Pandora, werde dich erwecken, weil der Göttervater Zeus mir die Kraft gegeben hat, das Grauen auf die Erde und damit über die Menschen zu bringen. Du wirst immer dem gehorchen, der dir befiehlt, und ich allein werde deine Herrin sein!« Mit dem letzten Wort wuchtete sie den Gegenstand nach vorn und ließ los ihn. Er fiel in die Flammen.

Für einen Moment stoben sie auf. Mir kam es so vor, als würden sie Gesichter annehmen. Fratzen, die tanzten und zuckten, lautlos lachten und einen gespenstischen Reigen vollführten.

Hier geschah etwas Weitreichendes. Der Seher hatte davon gesprochen, und ich erinnerte mich in diesem Augenblick wieder an seine so großen Worte.

Ein Zischen ließ mich zurückzucken. Ich stieß mir hart den Kopf und sah für einen Moment Sterne, und als ich wieder richtig schauen konnte, da entdeckte ich den Qualm. Dick, träge und grünlich schimmernd stieg er aus dem Feuer, überdeckte die Flammen und wurde zu einem wallenden Nebel, der allmählich auf mich zu quoll. Aber der Wind vertrieb ihn, peitschte Löcher hinein, und ich sah aus den Flammen eine Gestalt steigen. Es war Xorron!

***

Damit hatte ich nicht gerechnet.

Ich war in die Vergangenheit geschleudert worden, um zu erleben, wie Xorron entstand. Oder wieder entstand, denn er mußte schon einmal gelebt haben, denn ich erinnerte mich an die Sätze, die

Pandora gesprochen hatte.

Der Dämon war aus dem Reich der aufgehenden Sonne gekommen. Und das hieß im Klartext: Er stammte aus Japan. Aus dem alten, uralten Japan, wobei ich sofort Verbindungen zu Tokata und dem Goldenen Samurai zog. Japan und das antike Griechenland. Nie hatten sie Berührungspunkte gehabt, doch hier sah es anders aus. Sie näherten sich. Zwei Mythologien griffen ineinander über. Welch eine Erkenntnis!

Ich stand da und schluckte. Xorron sah aus, wie ich ihn kannte. Ein milchigweißes Ungeheuer, das durch die Flammen schritt und den brennenden Kreis jetzt verließ. Ich wußte nicht, ob er mich gesehen hatte, jedenfalls machte ich mich so klein wie möglich, duckte mich fast an den Erdboden und beobachtete ihn weiter.

Er hatte die Flammen nun verlassen. Sein Kopf ruckte nach rechts. Er schaute auf Pandora, die ihm zunickte und lächelte. Dabei wurde ihr Gesicht vom Widerschein des Feuers gestreift, und das Lächeln fiel verzerrt aus. Sie sagte ein paar Worte, redete jedoch in einer Sprache, die ich nicht verstand, aber Xorron gehorchte ihren Befehlen. Er trat auf sie zu. Pandora ging noch einen Schritt. Nur das Knistern des Feuers war zu hören und das leise Knacken, mit dem das Holz brach.

Xorron verhielt seinen Schritt. Vor Pandora blieb er stehen, streckte seinen Arm aus und legte die Hand auf die Schulter der Frau.

In diesem Augenblick wurde das Siegel geschlossen. Pandora und Xorron waren Verbündete. Ich konnte es nicht begreifen. Wir hatten Xorron in New York zum erstenmal erlebt, hier war er geboren oder wiedergeboren, und ich fragte mich, wie so etwas möglich sein konnte. Welche Räder im Mechanismus der Zeit griffen da ineinander?

Es war müßig, auf diese Frage eine Antwort zu suchen. Jedenfalls hatte ich einen kleinen Schleier um das Geheimnis dieses Monsters gelüftet, und irgendwie mußte Xorron auch mit der japanischen Mythologie verbunden sein. Ich stoppte meine Überlegungen und konzentrierte mich wieder auf Pandora und ihren Diener. Beide hatten sich gedreht. Xorron überragte sie so weit, daß ich sie nicht erkennen konnte. Sie schauten zu der gewaltigen Felswand hin, die sich in der Dunkelheit als ein hoher, wuchtiger Schatten abhob. Dabei deutete Pandora nach vorn, sie wollte Xorron etwas zeigen, und ich folgte unwillkürlich ihrem Blick.

Über dem Felsen schwebte ein heller Punkt. Er war nur sehr klein, erinnerte mich an einen weit entfernten Stern, der allmählich näher schwebte.

Gleichzeitig stellte ich fest, daß mit meinem Kreuz etwas geschah. Es erwärmte sich, ich spürte es auf der Haut und warf einen Blick nach unten. Es glühte.

Noch strahlte es nicht ab, aber die Magie wurde von Sekunde zu

Sekunde stärker.
Und auch der helle Gegenstand kristallisierte sich immer mehr aus der Dunkelheit hervor, so daß es mir gelang, seine Umrisse zu erkennen. Es war ein Quader.
Der Würfel des Unheils.
Und er schwebte nicht allein in der Luft, sondern wurde von den Klauen des Adlers gehalten.
Der große Vogel hinterließ einen düsteren Schatten, als er sich mit großer Geschwindigkeit unserem Standort näherte, um den Würfel zu bringen, weil er ihn Pandora überreichen wollte.
Konnte ich das verhindern?
Ich dachte nicht mehr an die Zeiten, die mich aufgesaugt hatten, verließ meine Deckung, sprang vor, sah, wie Pandora und Xorron herumfuhren, und hatte auf einmal das Empfinden, in einen zähen Teig geraten zu sein, so sehr hatte sich die Welt um mich herum verändert. Nicht nur ich bewegte mich langsam, auch die anderen, doch ich war es, der wieder in diese magische Falle geriet, den Würfel noch deutlich sah und darin das hohnlachende Gesicht der Pandora, das sich in allen Flächen widerspiegelte. Dann verschwand um mich herum die Welt…

***

Pandora hatte die grausame Ladung ihres Füllhorns geleert, und Suko mußte die Folgen ertragen. Er konnte nicht mehr weiter, denn der Weg zum Nachbardach wurde ihm durch die braunen Skelette versperrt. Furchtbar sahen sie aus, schwangen ihre flammenden Peitschen, die als feurige Zungen über das Dach leckten und die Feuchtigkeit von den Pfannen wegdampften. Der Chinese grübelte nach einem Ausweg. Er schätzte die Entfernung ab, die ihn noch vom anderen Haus trennte. Das nächste Dach war wesentlich flacher, es hatte sogar an der hinteren Seite einen senkrechten Einschnitt, ein Balkon oder eine Art Terrasse, auf der sogar noch zusammengeklappte Stühle standen. Die Skelette hatten gewußt, wie sie am besten auf das Dach gelangten, denn sie hatten den Aufstieg über diese Terrasse benutzt.
Wenn Suko sie erreichte, konnte er von dort aus auf einen in der Nähe stehenden Baum springen und ihn als Zwischenstation nehmen, um zu Boden zu klettern. Ein sehr gewagter Plan, vor den die Götter nicht nur den Schweiß, sondern in diesem speziellen Fall auch die Skelette gesetzt hatten. Sie würden es verhindern, falls Suko zum allerletzten Mittel griff, das ihm noch geblieben war. Buddhas Stab!
Zum Glück hatte der Chinese seine Waffen nicht weggelegt, als Lady X ihm dies befahl. Er hatte sogar noch die Nerven, näher an das Dach heranzurutschen, wobei er sich in Gefahr begab, denn die flammenden

Peitschen der Skelette hatten eine nicht zu unterschätzende Reichweite. Darum kümmerte Suko sich nicht.

Er überwand kriechend zwei Yards. Dabei krallte er sich mit seinen Fingern zwischen den Dachpfannen fest, preßte die Lippen zusammen und atmete nur durch die Nase. Die Skelette ließ er dabei nicht aus den Augen. Sie waren ebenfalls nicht faul und hatten schon fast den Dachrand erreicht. Für den Inspektor wurde es Zeit. Er tat es nicht gern, aber er mußte eine Hand von der Dachpfanne lösen, um an seinen Stab zu gelangen. Vor Anstrengung und Konzentration hatte sich sein Gesicht verzerrt. Mit der linken Hand nur stützte er sich ab, sein Arm zitterte dabei, während der rechte den Weg unter das Jackett suchte.

Suko fand den Stab mit einer nahezu traumwandlerischen Sicherheit, ließ sich jedoch noch Zeit und schob seinen Körper abermals um einen halben Yard vor.

Das erste der vier Skelette war schon verflucht nahe. Es hatte bereits seinen rechten Knochenarm zum Schlag erhoben, um Suko die flammende Peitsche ins Gesicht zu schmettern. Da rief er laut und deutlich das magische Wort. »Topar!«

Die Umgebung erstarrte!

Das Skelett ebenfalls. Zu einem Denkmal schien der Knöcherne geworden zu sein, und Suko mußte die fünf Sekunden, die ihm blieben, unter allen Umständen ausnutzen. Nur er konnte sich bewegen. Nicht diejenigen, die den Ruf ebenfalls vernommen hatten.

Das Dach lag etwas tiefer. Suko richtete sich mit einem Ruck auf und hatte plötzlich große Angst, nach rechts zur Seite wegzukippen, denn dann würde es ihm so ergehen wie Lady X. Für den Bruchteil einer Sekunde war der Erfolg seiner Aktion wirklich in Frage gestellt. Ein Zuschauer hätte einen Mann auf der Dachkante gesehen, der um sein Gleichgewicht kämpfte und die Arme ausgebreitet hatte. Suko überwand den Punkt. Vielleicht auch deshalb, weil er seinen Körper so gestählt hatte und ihn in heiklen Situationen wie diesen voll unter Kontrolle hatte. Der Inspektor setzte all seine Sprungkraft ein und wirkte in den folgenden Augenblicken wie ein fliegender Mensch, überwand tatsächlich die trennende Distanz und landete auf der höher gelegenen Terrasse des Nachbarhauses, wo die vier Skelette erstarrt dastanden.

Suko konnte seinen Schwung nicht sofort stoppen. Er trug ihn noch weiter, und der Inspektor rollte sich mit der Schulter ab, als er nach vorn geschleudert wurde. Im nächsten Augenblick stand er wieder auf den Füßen. War die Zeit um?

Fünf Sekunden können lang werden, aber auch sehr schnell verstreichen. Eigentlich zu schnell. Kaum hatte sich Suko umgeschaut, da war die Zeit vorbei. Die Skelette bewegten sich wieder. Und zwar

führten sie genau die Bewegung fort, in der sie gestoppt worden waren. Eine der glühenden Peitschenschnüre raste etwa in Halshöhe auf den Chinesen zu, wobei sich Suko im letzten Augenblick noch wegducken konnte, so daß die Waffe ihn verfehlte. Mit einem Ausfallschrei erreichte er die Brüstung der Terrasse. Zum Glück war es nicht finster, so daß der Inspektor die trennende Distanz zum Baum ziemlich gut abschätzen konnte.

Das war zu schaffen.

Geschwind kletterte Suko auf die Terrassenbrüstung, während zwei Häuser weiter das brennende Dach zusammenbrach, wobei die glühenden Balken nach unten fielen und ein gewaltiger Funkenregen in die Höhe geschleudert wurde, bevor weitere Flammen nachfauchten. Wieder mußte Suko springen.

Das Netz der Äste und Baumzweige kam näher, wurde übergroß. Suko hatte seine Arme ausgestreckt, nicht allein um nach den Ästen zu fassen, sondern auch um sein Gesicht zu schützen, denn er wollte möglichst ohne Verletzungen den Sprung überstehen.

Sein Körper brach durch das Geäst.

Es knackte und knirschte. Die Zweige, längst nicht so stark wie die Äste, brachen zuerst. Suko spürte Schläge gegen den Kopf, steckte sie jedoch weg und hatte das große Glück, den Sprung unverletzt zu überstehen.

Der Inspektor hieb gegen den Stamm. Zahlreiche sperrige Hindernisse hatte er durch seinen Sprung zur Seite räumen können, und als der Stamm vor ihm auftauchte, da umfaßte Suko ihn mit beiden Armen. Obwohl er an der Rinde abrutschte und nachgreifen mußte, konnte er sich dennoch gut halten.

Er arbeitete mit den Beinen, zog sie an, streckte sie aus, tastete und rutschte. Dann fand er Halt.

Ein wenig bewegte sich Suko nach rechts. Er hatte einen relativ sicheren Stand auf einem festen Ast gefunden und konnte, nachdem er stehengeblieben war, zurück zum Haus schauen. Zwar standen die Skelette noch auf der Terrasse, doch auch sie wollten den Weg gehen, den Suko genommen hatte. Aufgabe gab es für sie nicht, und Suko konnte es nicht riskieren, länger in dieser Höhe sitzen zu bleiben.

Er mußte möglichst schnell zu Boden klettern, denn dort hatte er mehr Bewegungsfreiheit.

Sich den Weg erst noch groß auszusuchen konnte sich der Chinese zeitlich nicht erlauben. Er brach kurzerhand durch den Wirrwarr von Ästen und Zweigen, das Splittern war jedesmal Musik in seinen Ohren, und so kam er dem Erdboden ziemlich schnell näher.

Auch die Skelette waren nicht von vorgestern. Sie hatten es leichter als ihr menschlicher Feind. Die Knöchernen mit den flammenden Peitschen brauchten sich nur auf das Geländer zu stellen und dann

einfach nach unten springen. Das taten sie.

Flammende Spuren zeichneten ihren Weg, als sie dem Erdboden entgegenrasten, und als die ersten im Garten landeten, befand sich Suko noch im Baum. Alles deutete darauf hin, daß er vom Regen in die Traufe geraten war. Als Vorteil konnte er die Entfernung zwischen den Skeletten und dem Baum auf seine Seite buchen. Sie benötigten ein paar Schritte, um ihn zu erreichen. Suko entdeckte so etwas wie eine Lücke. Zwar standen seinem Sprung zur Erde einige Zweige im Weg, sie sahen jedoch nicht allzu fest und hart aus. Suko ließ sich fallen.

Als er gegen die Zweige schlug, da knickten sie weg wie Streichhölzer. In einem wahren Regen von Splittern überwand der Inspektor die trennende Distanz und prallte zu Boden. Das erste Skelett war schon verflucht nahe. Es hatte auf Suko genau achtgegeben, und als es zuschlagen wollte, war Suko noch nicht richtig kampfbereit.

Er machte aus der Not eine Tugend, sackte zusammen und ließ sich kurzerhand nach hinten fallen, wobei er seinen Fall in eine Rolle rückwärts verlängerte.

Der Schlag mit der Flammenpeitsche verfehlte ihn, und Suko hatte freie Bahn.

Obwohl die Gefahr noch längst nicht gebannt war, fühlte er sich viel besser. Hier unten konnte er sich bewegen, auf dem Dach war es ein Glücksspiel gewesen. Der Inspektor befand sich inmitten eines Gartens. Er war nicht verwildert, man hatte ihn nur als Obst-und Gemüsegarten genommen und entsprechende Pflanzen angebaut. Ein Zaun trennte ihn zum Nachbargarten. Der Wind blies aus der entgegengesetzten Richtung in das brennende Nachbarhaus hinein und trieb die dicken grauen Schwaden durch den Garten, so daß Suko husten mußte.

Die Skelette verfolgten ihn. Im Gegensatz zu den Knöchernen konnte Suko schneller laufen, wobei er keinesfalls an Flucht dachte, sondern daran, daß er auf die Straße mußte, denn er wollte unbedingt im Brennpunkt des Geschehens bleiben. Zudem dachte er an Lady X, die auch noch mitmischte. Wenn er nicht bis zum Ende der Straße laufen wollte, mußte er eine Lücke zwischen den Häusern finden. Und die entdeckte er auch.

Eine Durchfahrt, ein Pfad, kaum größer als zwei nebeneinandergelegte Handtücher. Bevor Suko in den Zwischenraum eintauchte, schaute er hindurch.

Am Ende lauerte niemand auf ihn, und er konnte bis zur Straße blicken. Das mußte klappen.

Suko klemmte sich in den Raum zwischen zwei Häusern. Er mußte zwar die Schultern etwas einziehen, ansonsten jedoch kam er gut von

der Stelle, brauchte nur ein paar Sekunden, um die Einfahrt hinter sich zu lassen und blieb an deren Ende stehen, um auf die Straße zu schauen.

Es hatte sich kaum etwas verändert. Noch immer loderten die Flammen auf der Straße, wurde die Szene von den Skeletten und grünlich schimmernden kleinen Monstern beherrscht, und er sah die Menschen von Billings, die sich seltsamerweise zurückhielten und eigentlich nur mehr als Beobachter fungierten.

Suko überlegte. Innerhalb von Sekunden mußte er einen Plan gebastelt haben, mehr Zeit blieb ihm nicht.

Die Übermacht war stark. Eigentlich schon zu stark, und Suko dachte daran, Verstärkung zu holen, denn zusammen mit John war ihre Kampfkraft wesentlich wirkungsvoller. John befand sich im Kloster. Es hatte Suko sowieso schon gewundert, daß sein Freund und Kollege noch nicht zurückgekommen war. Anscheinend hatte man ihn dort in den Bergen aufgehalten, weil alles nicht so nach Plan lief. Um zum Kloster zu gelangen, benötigte er einen fahrbaren Untersatz. Der befand sich nicht in der Nähe, und Suko nahm sich vor, einen ›auszuleihen‹.

Er hatte parkende Wagen entdeckt, wußte, wie man sie kurzschließen konnte, um ohne Schlüssel losfahren zu können. Da wurden seine Augen groß, denn als er nach links schaute, sah er einen fahrenden Wagen. Er bog aus einer Seitenstraße, fuhr sehr langsam, und Suko identifizierte die Automarke. Es war ein Ford Escort.

Rasch löste er sich aus seiner Deckung. Über die Straße wehten dunkelgraue Rauchschleier, die die Sicht behinderten. Zum Glück trieb sie der Wind in die Richtung, die dem Wagen entgegengesetzt lag.

Der Inspektor lief auf das Fahrzeug zu und wedelte mit beiden Armen. Egal, wer darin saß, er brauchte das Auto jetzt. Der Fahrer bremste.

Im selben Augenblick erkannte Suko ihn und stellte fest, daß er es mit einer Fahrerin zu tun hatte. Er kannte die Frau, denn es war die Schwester des verstorbenen Arztes, Miß McGovern…

***

Lady X erstickte fast an ihrer eigenen Wut. Sie hätte schreien können und machte sich die bittersten Vorwürfe, überhaupt mit dem von ihr verhaßten Chinesen Seite an Seite gekämpft zu haben. Jetzt war sie von dem Schlitzauge reingelegt worden, und wäre es ihr im letzten Augenblick nicht gelungen, sich an der Dachrinne festzuklammern, hätte nichts mehr ihren Fall bremsen können.

Noch hielt sie sich, doch dieser Halt war sehr trügerisch. Eine Dachrinne besteht nicht aus Eisen, sondern aus einem dünnen Blech,

das nicht dafür gebaut ist, für längere Zeit ein Gewicht zu tragen.

So war es auch mit der Dachrinne, an der Lady X nun schon seit Minuten hing.

Sie bog sich allmählich durch.

Wut, Haß und Zorn steigerten sich noch bei der Blutsaugerin. Ihr Gesicht hatte sich verzogen, die Gegner brauchten überhaupt nichts zu tun, nur zu warten. Sie würde ihnen wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Das ärgerte sie.

Abermals gab es einen Ruck, und sie vernahm dabei das verdächtige Knirschen. Links von ihr war es aufgeklungen. Dort stand das allmählich abbrennende Haus. Als Lady X einen Blick dorthin warf, sah sie den Funkenregen, der aus dem Dach stob und wie eine gewaltige Wunderkerze in den grauen Himmel stieg.

Wie lange hielt die Rinne noch?

Bewegen wollte sie sich nicht. So etwas konnte den Vorgang nur beschleunigen. Sie hatte bereits versucht, mit den Fußspitzen an der Mauerwand einen Halt zu finden, es aber nicht geschafft, da die Wand einfach zu glatt war, und das nächste Fenster befand sich leider nicht in ihrer Höhe. Da riß die Rinne.

Sie hörte nicht einmal das Knacken, sondern spürte nur den plötzlichen Ruck, der sie in die Tiefe zog. Ein wilder Fluch drang über ihre Lippen, als sie dem Boden entgegenschwebte, denn die Dachrinne wurde nicht vollständig abgerissen, sie hing noch an einer Kante fest, und sie erschien Lady X wie ein rettendes Seil. Die Vampirin schwankte. Von einer Seite zur anderen wurde sie geschleudert, bewegte jetzt auch ihre Beine und sah bereits die Skelette mit den flammenden Peitschen, wie sie zusammenliefen und sich dort sammeln wollten, wo die Untote landete.

Der Scott war klar, daß sie etwas unternehmen mußte. Sie tat es auf eine spektakuläre Art und Weise, indem sie sich kurzerhand fallen ließ.

Die Entfernung zum Grund hätte einem Menschen die Knochen brechen können.

Lady X kannte da keine Hemmungen. Sie prallte hart auf den Boden, sackte zusammen, doch sie fing sich wieder und kam auf die Füße, wobei sie in der Drehung die Maschinenpistole von der Schulter rutschen ließ. Das erste Skelett war bereits sehr nahe. Die Scott feuerte. Eine Kugelgarbe tanzte aus dem Lauf. Sie hieb in die braunen Knochen, wobei sie das Skelett zurückschleuderte, so daß Lady X freie Bahn für sich hatte.

Da sah sie etwas, das ihre Augen groß werden ließ. In die Straße bog ein Wagen ein. Und sie sah Suko, den Chinesen. Er hatte es ebenfalls geschafft.

Na warte, du Hund! dachte sie, wollte schon feuern, denn die

Entfernung war günstig, als seitlich von ihr eine glühende Schnur auf sie zuzuckte und die Scott in Deckung zwang, so daß sie ihr Vorhaben erst einmal aufgeben mußte. Dabei war sie so weit gesprungen, daß sie von der Hauswand gestoppt wurde. Wieder schoß sie.

Ihre Kugeln trieben das zweite Skelett zurück. Wild lachte die Untote. Sie konnte die anderen zwar nicht vernichten, aber in Schach halten, und noch hatte sie nicht verloren, das wollte sie auch beweisen…

***

Ich spürte die Kälte - und den Schnee!

Ja, Freunde, Schnee und Kälte. Ein fast brutal zu nennender Übergang, der mich völlig aus der Bahn warf. In den ersten Augenblicken wußte ich nicht, wo ich mich befand, die Welt um mich herum war ein völliges Durcheinander. Mit den Gedanken befand ich mich noch ganz woanders, in einer Zeit, die weit vor der Geburt Christi lag, und ich dachte auch an die Szenen, die ich gesehen und die sich unauslöschlich in meinem Gehirn festgebrannt hatten. Jetzt wieder die andere Seite.

Ich lag auf dem Boden. Der Schnee pappte an meinem Gesicht. Ich hielt das Kreuz fest, es schaute aus meiner Faust und verstrahlte einen seltsamen Glanz. Am liebsten wäre ich liegengeblieben, da ich mich erschöpft fühlte, aber ich konnte es nicht riskieren und mußte wieder hoch.

Wo steckten die anderen, meine Gegner?

Ich hob den Kopf, wischte mir den Schnee aus den Augen und sah sie.

Pandora und Xorron.

Der Herr der Zombies und Ghouls lag in meiner Nähe. Er rührte sich nicht, nur seine grünen Knochen schimmerten in einer seltsam starken Farbe durch den Körper. Pandora war auch noch da. Auch sie hatte es nicht mehr auf den Beinen gehalten, die explodierende Magie hatte keinen von uns richtig verschont. Wir waren alle in den Kreislauf hineingezerrt worden, der uns nun wieder ausgespien hatte. Mit mir zusammen erhob sich auch Pandora auf die Füße. Sie hielt den Würfel fest, ich das Kreuz, und wir starrten uns an.

»Sinclair!« ächzte sie.

Ich lachte rauh und gleichzeitig wild, wobei ich mich um Xorron nicht kümmerte. »Du hast es nicht geschafft, Pandora!« flüsterte ich. »Du hast mich nicht fertigmachen können.«

»Wer hat dir geholfen?«

»Mein Kreuz!«

»Nein!« schrie sie. »Nein, das kann es nicht allein gewesen sein. Es ist nicht so stark. Der Würfel ist stärker, ich weiß es. Du mußt noch einen

anderen Helfer gehabt haben.«

Den hatte ich in der Tat gehabt, und ich dachte an den Seher, der vielleicht eingegriffen hatte, aber das band ich der Pandora nicht unbedingt auf die Nase.

»Du weißt, wo wir uns befunden haben?« fragte ich.

»Zu gut, Sinclair, zu gut. Die Magie hat uns in die Vergangenheit geschleudert. Du hast eine Episode aus meinem Dasein erlebt. Ich habe Xorron damals an mich genommen, und ich bin gekommen, um ihn wieder zurückzuholen.«

»Wer hat ihn gebracht?«

»Ein anderes Volk.«

»Japaner?«

»Wer ist das?«

Sie konnte es nicht wissen. Der Name Japan war erst viel später entstanden. »Ich meine die Söhne aus dem Land der aufgehenden Sonne, wo die Kirschen blühen und die Samurais das Sagen haben.«

»Daher kam er.«

»Was ist er?«

Pandora schüttelte den Kopf. »Ich werde es dir nicht sagen. Du mußt die Kristallwelt selbst finden, wenn du es wissen willst. Aber du kennst die Samurais und die Ninjas. Daran mußt du dich halten, nur wird es dir nichts nutzen. Xorron ist zu stark, sein Geheimnis oder das Geheimnis seiner Herkunft bleibt versiegelt, auch du wirst es nicht lösen können. Sie haben ihn weggeschafft, weil sie ihn nicht mehr brauchten. Aber ich nahm mich seiner an.«

»Das habe ich gesehen.«

Noch immer stand die Partie unentschieden. Ich wußte nicht, wie es weitergehen sollte und welche Pläne Pandora noch verfolgte. Gute waren es nicht, und ich mußte versuchen, all das zu verhindern, was sie in die Tat umsetzen wollte. »Weshalb ziehst du dich nicht in deine Zeit zurück?« fragte ich.

»Ich wollte Xorron!«

»Und wer hat ihn dir damals abgenommen?«

»Das ist eine andere Geschichte.«

»Die du mir nicht erzählen wirst!«

»Du hast es erraten.«

Ich konnte sie nicht zwingen. Die Vergangenheit interessierte mich im Augenblick auch nicht. Ich war mir fast sicher, daß ich es irgendwann einmal erfahren würde. Steinchen für Steinchen wollte ich zusammentragen, um das Geheimnis Xorrons zu ergründen.

Nun interessierte mich die Gegenwart. Und da gab es Menschen, die Pandora getötet hatte und noch töten wollte. Die Toten konnte ich nicht mehr erwecken, aber ich wollte verhindern, daß die Botin des Unheils weitere Menschenleben vernichtete.

Ich stand ihr jetzt mit einem anderen Gefühl gegenüber. Sie hatte versucht, mich ebenfalls umzubringen, doch es war ihr nicht gelungen, weil beide gegensätzlichen Kräfte sich aufhoben. Mein Kreuz glich die magische Kraft des Würfels aus, und es war zu einer Eskalation gekommen, die uns in die Vergangenheit geschleudert hatte.

Gewonnen hatte ich einige Erkenntnisse, den Kampf allerdings nicht. Er stand unentschieden. Nach wie vor belauerten wir uns gegenseitig. Pandora würde nicht aufgeben, ich allerdings auch nicht.

»Ich mache dir einen Vorschlag, Pandora«, sagte ich mit leiser, aber dennoch gut zu verstehender Stimme.

»Laß hören!«

»Geh wieder zurück! Verschwinde aus unserer Zeit! Es ist nicht die deinige. Du mußt dorthin und dort bleiben, wo die Mythen und Legenden ihre Heimat haben. Du bist für unsere Dimension nicht geschaffen. Die Erde gehört dir nicht mehr. Vielleicht der Olymp, wo die Gestalten der griechischen Mythologie ihre Heimat haben. Die Menschen hier sind anders geworden.«

»Sie reagieren auf meine Magie.«

Ich nickte. »Das schon. Aber sie haben dir nichts getan, Pandora. Sie griffen dich nicht an, sondern leben für sich und mit ihren alten Legenden über euch. Laß es so bleiben!«

»Nein!«

Ich holte tief Luft. Mit dieser Reaktion hatte ich gerechnet, doch ich fragte mich, was das alles sollte. Dieses schreckliche Morden, dieses Grauen. Es hatte doch keinen Sinn. Und dies sagte ich Pandora auch.

»Es hat einen Sinn«, erklärte sie mir eiskalt. »Und zwar einen, den mir der Göttervater Zeus mit auf den Weg gab. Er überreichte mir die Büchse. Sie sollte das Unheil über die Menschheit verbreiten. Zeus war zornig, als Prometheus der Menschheit das Feuer brachte. Deshalb wurde ich erschaffen. Aus dem Lehm der Erde hat er mich geformt und mich mit all den Vorzügen einer Frau ausgestattet. Ich besitze mein Füllhorn, und ich habe es geleert, so wie ich es immer leeren werde, darauf kannst du dich verlassen.«

»Du hast Xorron. Was willst du mehr?«

»Die Macht.«

»Die wird dir Zeus nicht geben!« Ich redete jetzt in einer Sprache, die sie hoffentlich verstand. »Willst du mächtiger sein als der Göttervater? Nein, Pandora, das schaffst du nicht. Du bist ihm Untertan, daran solltest du denken. Nimm deinen Adler und verschwinde. Es ist doch der Vogel, der Prometheus, als er an einen Felsen im Kaukasus gekettet war, jede Nacht die Leber aus dem Leib riß, die jedoch immer wieder nachwuchs.«

»Ja, das ist er!«

»Dann verschwindet beide!«

»Niemals!«

Ein hartes, ein endgültiges Wort, das Pandora da gesprochen hatte, und ich sah, daß sie Verstärkung erhielt. Hoch über uns schwebte ein Vogel. Es war der schwarze Todesadler, der Pandora unterstützen wollte.

Wenn er uns erreichte, stand ich drei Feinden gegenüber. Deshalb mußte ich handeln.

Pandora hatte mit dem Angriff nicht gerechnet, ich selbst wohl auch nicht, doch irgend etwas ließ mich automatisch reagieren, und bevor Pandora ihre Magie einsetzen konnte, war ich bei ihr, schlug gegen ihre Arme und entriß ihr mit einer Hand den Würfel des Unheils…

***

Ihren Schrei der Wut hörte ich zwar, doch was war er schon gegen meinen Triumph? Ich hatte den Würfel. Endlich!

Es war ein Gefühl in mir, das ich gern stundenlang ausgekostet hätte, es allerdings nicht konnte, weil mir die Zeit dafür nicht blieb. Ich mußte in der kurzen Zeitspanne daran denken, welche Kämpfe es um den Würfel gegeben hatte. Dr. Tod hatte ihn an sich genommen. Nach seiner Vernichtung hatte Lady X den Würfel für ihre Zwecke mißbraucht, sie verlor ihn an Pandora, nun besaß ich ihn. Man konnte ihn manipulieren.

Darin lag ja seine Stärke. Nicht nur zum Bösen wandte sich der Würfel hin, nein, wenn jemand etwas Gutes mit ihm vorhatte, dann reagierte er dementsprechend. Ich wollte ihn für eine gute Sache einsetzen! Pandora war noch bleicher geworden. Zum erstenmal erlebte ich sie fassungslos. Damit hatte sie nicht rechnen können. Ich umklammerte mit meiner linken Hand den Würfel des Unheils, mit der rechten hielt ich das Kreuz fest, und mich durchströmte ein gutes Gefühl.

Ich konzentrierte mich auf diesen Gegenstand, während ich gleichzeitig Pandora anschaute. »Nimm deine Magie zurück, Pandora!«

»Nein, nie!«

»Dann zwinge ich dich dazu!« flüsterte ich und befahl ihr, durch den Würfel so zu handeln, wie ich es wollte. Über mir hörte ich das Rauschen der Schwingen, der Adler war bereits verflucht nahe, aber um ihn konnte ich mich jetzt nicht kümmern, Pandora war wichtiger.

Etwas ging vom Würfel aus. Es wurde in ihm geboren, und ich glaubte sogar, einen Kraftstrom zu spüren, der meinen Körper überrollte. Die Magie des Würfels setzte ein, sie bemächtigte sich meiner Gedanken, und ich steuerte sie. Gegen Pandora!

»Verschwinde aus dieser Welt!« formulierte ich. »Du hast hier nichts

zu suchen. Mache deine Magie rückgängig!« Immer wieder sprach ich diese Sätze in Gedanken aus, und ich sah jetzt den Adler über Pandora schweben, die sich gegen den magischen Strom stemmte.

Sie hatte nach ihrem Füllhorn gegriffen, wollte es kippen und noch mehr Unheil verbreiten. Ein gedankliches »Nein« schmetterte ich ihr entgegen. Der Würfel des Unheils bekam Macht über sie. Pandora besaß kein Kreuz wie ich, sie mußte den magischen Strömen gehorchen und ihre schrecklichen Vorsätze zurücknehmen. Kein Mensch sollte mehr durch sie sterben, und die von ihr Infizierten würden wieder leben.

So wollte ich es, so befahl ich es ihr. Der Würfel verstärkte meine Gedanken, die in ihr Gehirn drangen und es buchstäblich auseinanderrissen. Sie wehrte sich.

Hart warf sie den Kopf zurück, riß ihre freie Hand hoch, wobei sich die Finger in das Gefieder des Adlers verkrallten, der wild mit seinen Flügeln schlug.

Die Magie des Würfels traf beide. Ich hielt mich auch nicht zurück, meine Gedankenströme waren stark wie selten, die Konzentration ungeheuer, denn ich mußte es schaffen. Wenn es mir nicht gelang, war alles verloren. »Weg! Hinweg!«

Gedankliches Schreien. Einen anderen Ausdruck gab es nicht dafür. Und der Würfel veränderte sich im Innern. Die Schlieren gerieten in Wallung. Sosehr sich Pandora auch gegen mich und die Magie des Würfels wehrte, sie kam nicht dagegen an.

Und plötzlich entstand dort, wo sie sich aufgestellt hatte, eine dünne Rauchwolke. Im nächsten Augenblick verschwand ihre Haut, ich sah für einen nicht meßbaren Moment eine Lehmfigur vor meinen Augen, bevor eine fauchende Wolke entstand und Pandora sowie ihren Adler mit sich riß. Hinein in die Welt und Dimensionen der Mythen und Legenden. Dort sollte sie bleiben. Da gehörte sie hin. Ich hatte sie besiegt, aber nicht durch eigene Kraft, sondern durch die des Würfels. Er hatte mich so sehr unterstützt.

Schwer holte ich Atem. Die Stelle, wo Pandora gestanden hatte, war leer.

Meine Knie zitterten. Es fiel mir schwer, mich auf den Beinen zu halten. Schwindel wollte mich überkommen, nicht allein aus der Erschöpfung geboren, sondern auch aus dem Wissen, einen Sieg errungen zu haben. Eine mächtige Gegnerin war zurückgeschlagen worden, und wie es aussah, hatte ich auch ihre Magie aufheben und eine neue verhindern können. Ein doppelter Erfolg, der bald darauf einen gehörigen Dämpfer bekommen sollte. Ich hatte Xorron vergessen. Er mich nicht.

Xorron lag noch am Boden. Er war nicht ausgeschaltet worden, da ich den Würfel des Unheils nur gegen Pandora eingesetzt hatte.

Ich dachte weiterhin nur an den Würfel. Schon oft genug hatte ich erlebt, daß uns Lady X durch seine Hilfe entwischt war. Der Würfel erlaubte es, Zeitsprünge durchzuführen. Ich konnte zwischen drei Zielen wählen. Da war erst einmal der Rover, der tief unter mir lag. Dort befand sich noch der Bumerang und auch mein Einsatzkoffer. Beides wollte ich gern an mich nehmen. Auch das Kloster stand auf meiner Liste, um nachzuschauen, ob es den Mönchen wieder besserging.

Und ein drittes Ziel hatte ich vor Augen. Die kleine Stadt Billings, wo sich Suko herumtrieb und sicherlich in große Schwierigkeiten geraten war, wie ich mir vorstellen konnte. Wohin?

Ich entschied mich für die letzte der drei Möglichkeiten, für Billings und für Suko.

Abermals konzentrierte ich mich auf den Würfel und auf das neue Ziel. Meine Gedanken wurden herrlich leicht, sie ließen sich so einfach steuern. Ich lächelte, fühlte einen Triumph und wußte, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis auch ich verschwand.

In meinem Körper begann das Kribbeln, an den Füßen fing es an, der Würfel wurde plötzlich größer, ich hatte das Gefühl zu schweben und von hellem Rauch umgeben zu sein. Jetzt mußte es passieren.

Da wurde ich gepackt. Jemand hatte sich von hinten auf meinen Körper geworfen und klammerte sich mit seinen Händen daran fest.

Xorron! schrie es in mir. Ihn hatte ich vergessen, wollte die Reise noch rückgängig machen - zu spät! Nicht nur ich befand mich auf dem Weg nach Billings, auch Xorron war mitgekommen, und ich hatte mir ein Kuckucksei ins eigene Nest gelegt…

***

Zuerst sah Suko das erschreckte Gesicht der Frau, dann trat sie auf die Bremse.

Der Ford stand augenblicklich. Sie war nicht sehr schnell gefahren, so rutschte der Wagen auch nicht. Suko wartete nicht, bis Miß McGovern die Tür aufgestoßen hatte, sondern riß selbst die Beifahrertür auf. Die Frau drehte ihm ihr erschrecktes Gesicht zu.

»Steigen Sie aus, und setzen Sie sich auf den Beifahrersitz!« befahl Suko.

»Aber wie…?«

»Machen Sie schon!«

Die Schwester des toten Arztes stellte fest, daß es dem Chinesen ernst war. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, hielt sie sich an die Anordnung, verließ den Wagen, während Suko in den Ford hineintauchte, über den Beifahrersitz rutschte und hinter dem Lenkrad Platz nahm.

An der anderen Seite stieg die Frau ein. »Ich hatte Feuer gesehen und

wollte nachschauen, was los ist.«

»Die Hölle«, erwiderte Suko hart und wuchtete die Tür zu. Der Motor lief nicht. Miß McGovern hatte ihn vor Schreck abgewürgt, und Suko mußte ihn erst erneut starten.

»Was geht da vor?« Die Frau war völlig durcheinander. Sie starrte die Straße hoch und sah die schrecklichen braunen Skelette, die ihre Flammenpeitschen in den knöchernen Klauen hielten.

Auch das brennende Haus konnte sie nicht übersehen und die seltsamen kleinen Feuerdämonen auch nicht, die ihre Gestalt verändert hatten und zu glühenden Bällen geworden waren.

»Wir müssen hindurch«, sagte Suko.

»Sie wollen…?«

»Es geht nicht anders. Zurück können wir nicht. Da haben wir sie im Nacken, und es würde uns schwerfallen, ihnen auszuweichen. Also drücken Sie die Daumen.«

»Gibt es denn wirklich keine andere Chance?«

»Nein!«

Miß McGovern nickte. Sie warf Suko dabei einen schiefen Blick zu und bewunderte diesen Mann, der neben ihr saß und ein so großes Vertrauen ausströmte. Allerdings konnte sie nicht in Sukos Seele schauen. In seinem Inneren war er längst nicht so ruhig, wie er sich äußerlich gab. Da tobte eine regelrechte Hölle, und die Angst, es nicht schaffen zu können, drückte wie ein Alp auf seine Brust. Der Inspektor startete. Die Skelette hatte er zur Genüge beobachten können, und er dachte auch an eine weitere Feindin.

Lady X!

Sie war nicht erledigt. Wie Suko sie kannte, würde der Waffenstillstand zwischen ihnen beiden nicht mehr gelten. Er entdeckte sie in dem Augenblick, als die Dachrinne riß und sich allmählich nach unten senkte. Die Scott hielt sich krampfhaft fest. Ihr Körper pendelte, sie ließ trotzdem nicht los, neigte sich mit der Dachrinne dem Boden entgegen und erreichte ihn auch unbeschadet.

Danach wurde Sukos Aufmerksamkeit von anderen Dingen in Anspruch genommen. Er mußte sich auf die Fahrerei konzentrieren und vor allen Dingen auf seine Feinde, denn die Skelette hatten bemerkt, wer und was sich ihnen da näherte, deshalb formierten sie sich.

»Was machen Sie?« schrie die Frau neben dem Inspektor angsterfüllt. »Mein Gott, ich…«

»Schnallen Sie sich an, Mädchen, ich gebe Gas!« knurrte Suko und drückte das Pedal nach unten.

Als das erste Skelett die Flammenpeitsche schleudern oder schlagen wollte, befand es sich bereits zu nahe an der Stoßstange des heranbrausenden Ford.

Ein winziger Dreh mit dem Lenkrad, und der Wagen machte einen Schlenker, das Skelett wurde erfaßt, es erklang ein hohles Klappern, und einen Moment später flog der Knochenmann im hohen Bogen davon. Er krachte auf die Straße, überschlug sich dabei, wurde aber nicht zerrissen, sondern kam wieder auf die Füße.

Da hatte Suko ihn längst passiert.

Miß McGovern zitterte vor Furcht. Ihr Mund stand offen, die Lippen bebten, ebenfalls die Hände, und sie hatte beide ineinander gekrallt.

»Wir schaffen es!« sagte Suko, »wir…«

Da weiteten sich seine Augen, denn wie ein Schatten hatte sich Lady X von der Hauswand gelöst, war auf die Straße gesprungen und legte auf den heranfahrenden Wagen an. Die Entfernung schmolz zu schnell. Suko konnte bereits ihr Gesicht erkennen, in dem alles Dämonische leuchtete und sich widerspiegelte, zu dem sie fähig war.

»Runter!« brüllte der Chinese seine Beifahrerin an. Als sie nichts tat und vor Schreck steif saß, nahm Suko die Sache in die Hand und drückte die Frau nach unten.

Mit einer Hand lenkte er weiter und schaute dabei in das fahle Mündungslicht der Maschinenpistole.

Lady X hatte eiskalt geschossen! Dem Inspektor blieb nur eine geringe Chance, um dem Großteil der Kugeln zu entgehen. Er mußte den Wagen herumreißen, ihn vielleicht ins Schleudern bringen, damit die Garbe vorbeirauschte. Suko riß das Lenkrad nach links.

Schon hörte er die häßlichen Geräusche der Einschläge, die Frontscheibe wurde zerblasen, Suko konnte nichts mehr erkennen und sah auch nicht, wohin er den Ford lenkte. Miß McGovern schrie. Suko fühlte einen harten Schlag an der rechten Hand. Dicht oberhalb des Gelenks sah er sein Blut sprudeln und erlebte in den nächsten Augenblicken den großen Bruch.

Der Wagen war einfach zu schnell gewesen. Suko hatte ihn vor der Hauswand nicht mehr herumreißen können, und so krachte er mit der Kühlerschnauze dagegen. Beide waren nicht angeschnallt und wurden durch den Aufprall nach vorn und wieder zurückgeschleudert. Leblos sackte Miß McGovern in sich zusammen. Suko bekam schreckliche Angst um sie, er warf ihr einen schnellen Blick zu und entdeckte das Blut auf Kopf und Schultern. Er wußte nicht, ob es von seiner Verletzung stammte oder von der seiner Beifahrerin.

Die Kühlerschnauze des Ford konnte man nur noch als einen Haufen von Blech bezeichnen.

Gleichzeitig hatte Suko Angst, daß es einen Kurzschluß gegeben haben könnte und der demolierte Wagen Feuer fing. Deshalb wollte er so rasch wie möglich raus und hoffte, daß sich die Türen nicht verklemmt hatten. Der Innenspiegel stand schief. Suko selbst war mit Splittern übersät worden. Obwohl es so drängte, warf er noch einen

Blick in den Seitenspiegel und sah die Skelette kommen. Sie schwangen ihre Peitschen, schlugen feurige Kreise und wollten töten.

Was Lady X unternahm, konnte er nicht erkennen. Wichtiger waren Pandoras Dämonen. Wenn Suko und die Frau innerhalb des zerstörten Autos hocken blieben, würden die Skelette mit ihren glühenden Waffen nicht nur das Fahrzeug zerstören, sondern sie gleich mit.

»Miß McGovern, raus!« Suko brüllte die Frau an, die jedoch nicht reagierte. Er nahm sich die Zeit und suchte nach dem Grund. Sie konnte nicht mehr reagieren - denn sie war tot! Eine Kugel hatte sie genau in den Kopf getroffen. Diese Wunde blutete kaum. Die Leiche sah nur deshalb so schrecklich aus, weil sie von Sukos Blut beschmutzt worden war, das aus der schmerzhaften Wunde an der Hand drang.

»Verdammte Bestie!« fluchte der Chinese und wuchtete sich gegen die Tür. Sie klemmte. Der Inspektor gab nicht auf, er nahm einen zweiten Anlauf und schaffte es. Die Tür flog auf. Es geschah so heftig, daß Suko nicht mehr stoppen konnte und aus dem Fahrzeug katapultiert wurde, wobei er auf der Straße landete und sich mehrere Male überschlug.

Dicht vor seinem Gesicht fauchte eine Feuerlohe vorbei. Sie trieb den Chinesen zurück.

Suko trat zwar noch mit dem rechten Fuß zu, traf jedoch nicht, weil der Knochenmann ebenfalls sehr schnell reagiert und sich sofort zurückgezogen hatte. Suko schüttelte sich. Er biß die Zähne zusammen. Seine rechte Hand schmerzte, aus der Wunde quoll das Blut. Es gesellten sich noch andere Skelette zu dem ersten. Er hörte Lady X schreien, sah sie allerdings nicht, weil ihm der dicke Rauch einen Großteil der Sicht nahm.

Dann wischten die Feuerdämonen heran. Sie waren so schnell, daß Suko kaum ausweichen konnte, und er mußte gleich drei von diesen Dämonen entwischen. Einer streifte ihn an der Hüfte, der zweite jagte über seinen Kopf hinweg, und als Suko am Boden lag, explodierte der dritte Feuerdämon dicht vor ihm, während die anderen beiden voll in den zerstörten Ford geschlagen waren. Im Nu stand das Fahrzeug in Flammen. Eine heiße Wand schoß hoch, und neben Suko breitete sich das Feuer so rasch aus, als wäre es mit Napalm angereichert. Der Chinese stürzte weg. Trotzdem erwischte es ihn, denn plötzlich stand der Rücken seines Jacketts in Flammen. Suko spürte die Hitze, die bis in seine Haare hineinzog, fiel aus vollem Lauf zu Boden und überrollte sich, denn er versuchte, auf diese Art und Weise das Feuer zu löschen. Ein verzweifeltes Bemühen. Rauch hüllte den Chinesen ein, und die Skelette konnten sehr deutlich erkennen, wo ihr Gegner lag. Zu fünft kamen sie, um Suko den Rest zu geben. Der Inspektor brannte noch. Auf dem Rücken lag er. Umgeben von einer Rauchwolke, aber er fightete, zog seine Beretta und feuerte auf die Skelette.

Drei, vier Schüsse, auch eine fünfte Kugel setzte er hinterher, hörte Einschläge, doch um genaue Treffer zu erzielen, reichte leider die Sicht nicht.

Die Skelette wuchsen vor ihm auf. Sie wurden größer und durch die wallenden Rauchschleier zu noch schummeren Monstern verzerrt, als sie schon waren.

Wie lange konnte sich Suko noch halten? Das war die Frage, die er sich stellte, als er seine Dämonenpeitsche schlagbereit machte. Er konnte sie nur mit der linken Hand halten, die rechte zeigte eine tiefe, blutige Furche.

Er gab sich selbst Schwung und kam mit einem gewaltigen Satz in die Höhe.

Jetzt stand er wenigstens.

Im selben Augenblick geschah etwas für ihn Unerklärliches.

Die Skelette erstarrten in den Bewegungen. Das geschah nicht von einer Sekunde zur anderen, es dauerte länger. Es war, als würden sie einfrieren.

Suko hatte für dieses Phänomen keinerlei Erklärung. Auch er rührte sich nicht mehr. Er ließ seine unverletzte Hand sinken und war in den nächsten Sekunden nur noch Statist in einem Spiel, das er nicht begriff.

Die Skelette wollten nichts mehr von ihm. So schnell und lautlos, wie sie erschienen waren, verschwanden sie auch. Um sie herum begann die Luft zu wirbeln und zu kreiseln. Suko hörte das Fauchen, ein gewaltiger Windstoß fegte so kraftvoll heran, daß er ihn fast von den Beinen riß und er zurücktaumelte. Er sah Menschen fallen, hörte Schreie, Funken flogen, und Flammen loderten hell auf. Dann war die Straße leer.

Keinerlei dämonische Gestalten mehr, nur noch die Einwohner von Billings lagen oder standen.

Ein brennendes Haus, ein verbrannter Wagen. So sahen die Reste aus, die zurückgeblieben waren.

Suko schüttelte den Kopf. Er hob gleichzeitig die Schultern, und es war eine bezeichnende Geste. Bis er das Kläffen eines Hundes hörte, der quer über die Straße rannte.

Der Hund war wieder normal, doch sein Bellen brachte Lady X auf den Plan. In einer Haustür blitzte es auf, eine Garbe ratterte, traf den Hund und tötete ihn.

Da wußte Suko, daß außer ihm noch jemand den Eingriff der Magie überlebt hatte.

Doch die Überraschungen nahmen kein Ende. Etwa in Höhe des brennenden Hauses, genau mitten auf der Straße, begann die Luft abermals zu flimmern und zu kreisen. Aus dem Nichts erschien dort jemand. John Sinclair.

Und er hatte den Würfel des Unheils. Aber auch Xorron war bei ihm!

***

Eine für mich nicht kontrollierbare Reise lag hinter mir. Aus diesem Grunde war es mir auch nicht gelungen, Xorron, den Herrn der Ghouls und Zombies, abzuschütteln. Er blieb eisern und klammerte sich an mir fest, so daß ich gezwungen war, ihn bei mir zu behalten, bis wir an das Ziel gelangten. Genaue Zeitangaben kann ich nicht machen. Ich weiß nicht, wie lange die Reise gedauert hat, ob Sekunden oder Minuten oder ob sie überhaupt nicht meßbar gewesen war. Als Tatsache blieb sie jedenfalls bestehen. Und Tatsache war auch, daß wir uns plötzlich in einem mir unbekannten Ort befanden, der allerdings Billings sein mußte. Für mich gab es keine andere Möglichkeit.

Wir materialisierten mitten auf einer Straße. Das geschah nicht allmählich, sondern sehr schnell, so daß für mich der Übergang ein wenig rasch kam, schließlich war ich ein Mensch mit allen Fehlern, Schwächen und Empfindungen. Ich konnte mich einfach nicht sofort umstellen und brauchte eine gewisse Anlaufzeit.

Ich roch den Rauch, sah Feuer, fühlte Schwindel und Schwäche in den Knien und wurde gepackt. Xorron riß mich kurzerhand von den Beinen. Da erst wußte ich Bescheid. Ich befand mich in einer lebensgefährlichen Lage, wollte noch wegschnellen, als Xorron sich über mich warf. Er bekam Kontakt mit dem Kreuz. Über seinen Körper zuckte das grüne Licht, aber das störte ihn nicht weiter und brachte ihn auch nicht von seinem Plan ab. Sein harter Schlag traf genau den Arm, dessen Hand den Würfel des Unheils hielt.

Der Hieb schüttelte mich durch. Er lähmte auch die Bewegungsfreiheit meiner rechten Seite, und für Xorron war es ein Kinderspiel, mir den Würfel abzunehmen. Jetzt hatte er, was er wollte.

Tränen der Wut schossen mir in die Augen, und im nächsten Moment wurde mir die zweite Überraschung oder Niederlage serviert.

Jemand schrie Xorrons Namen. Diese Stimme hätte ich unter Tausenden erkannt. Sie gehörte Lady X. Demnach befand sich die verdammte Blutsaugerin auch noch im Spiel. Und ich hatte ihr ausgerechnet den treuesten Diener wieder mitgebracht. Welch ein Wahnsinn.

So schnell wie Xorron war, konnte ich überhaupt nicht handeln. Er besaß genau den nötigen Vorsprung, um immer eine Idee schneller zu sein als ich.

Die Scott löste sich aus einer Haustür. In den folgenden Sekunden überstürzten sich praktisch die Ereignisse. Es fällt mir schwer, das alles nachzuvollziehen, denn es ging blitzschnell.

Wahrscheinlich rettete mir Xorron sogar das Leben. Nicht nur

wahrscheinlich, er tat es auch. Allerdings unbewußt und dadurch, daß er mir den Würfel aus der Hand gerissen hatte. Ich lag deckungslos auf der Straße, Suko stand zu weit entfernt, konnte nicht mehr rechtzeitig genug eingreifen. Die Menschen hatten sich verflüchtigt, aber Lady X legte auf mich an und brüllte sich vor Triumph fast heiser, als Xorron, der ebenfalls seinen Sieg dokumentieren wollte, ihr quasi in den Weg lief und einen Arm hocherhoben hatte. In der Hand schimmerte der Würfel!

Die Scott hätte trotz allem an ihm vorbeischießen und mich treffen können. Xorrons irrer Schrei jedoch und das Vorzeigen des Würfels lenkten sie ab.

Plötzlich war ich vergessen. Die ehemalige Terroristin sah nur diese Waffe, die Xorron zurückerorbert hatte, und sie wußte Pandora weit entfernt. Ihr Sieg!

»Xorron!« Selten habe ich sie so schreien gehört wie in diesen Augenblicken. Sie wollte damit die Probe aufs Exempel machen. Und Xorron gehorchte ihr.

Er hatte seine eigentliche Herrin wiedergefunden, rannte auf sie zu, und Lady X schrie erneut.

»Den Würfel her!«

Xorron gab ihn aus der Hand. Er warf ihn der Untoten zu. Lady X wechselte blitzschnell die Maschinenpistole in die linke Hand, um die weitaus stärkere Waffe mit der rechten aufzufangen. Dann hatte sie ihn.

Für eine Sekunde schien sie auf der Stelle einzufrieren. Voller Triumph stand sie da, den rechten Arm hochgereckt, den Würfel des Unheils sicher festhaltend. Der Sieg!

Das alles nahm ich wahr, während ich Deckung suchte. Ich hatte mich wieder aufgerafft und rannte auf einen Baum zu, der von den Flammen verschont geblieben war. Aus der Gaststätte schlugen weiterhin die Flammen. Rauch trieb dick und schwarz über die Straße. Er gab mir zusätzliche Deckung. Längst hatte ich die Beretta gezogen, warf mich zu Boden, fiel auf meinen malträtierten Arm und fluchte bitter, bevor ich hinter dem Stamm Deckung fand.

Von Lady X sah ich nichts mehr. Nur noch von Xorron. Er blieb dort für einen Moment stehen, wo Lady X verschwunden war. Sie hatte sich in dem Haus verkrochen, dessen Dachrinne an der Vorderseite schräg nach unten hing und fast den Boden berührte.

Dann entwischte auch Xorron. Ich kam wieder hoch.

Suko setzte sich von der anderen Seite her in Bewegung. Als wir aufeinander zuliefen, erkannte ich, daß er verletzt war und an der rechten Hand blutete.

Wir trafen vor dem Haus zusammen, verständigten uns mit Blicken und stürmten den Bau.

Durchsuchung von unten bis oben. Von Lady X und Xorron fanden wir nichts mehr.

Ich hätte mich vor Wut irgendwohin beißen können. Es war meine Schuld, daß wir den Würfel nicht hatten, ich hätte besser aufpassen und ihn nicht aus der Hand lassen sollen.

Suko versuchte mich zu trösten. »Beim nächsten Mal, Alter, da packen wir es.« Wütend winkte ich ab.

Da wurde Suko sauer. »Was willst du eigentlich?« fuhr er mich an. »Du hast doch zahlreiche Menschenleben gerettet, die sonst verloren gewesen wären.«

Das stimmte zwar, trotzdem fühlte ich mich mies. Es war eine harte Auseinandersetzung gewesen, und ohne Blessuren waren wir diesmal nicht davongekommen.

***

Wir blieben noch zwei Tage in Billings. Die Menschen waren wieder normal geworden, nur die Toten konnten wir leider nicht mehr lebendig machen. Da es oben in den Bergen stark geschneit hatte, war es ein Ding der Unmöglichkeit, mit dem Wagen das Kloster zu erreichen. Ich forderte einen Hubschrauber an, den man mir genehmigte.

Als wir auf dem Klosterhof landeten, die trüben Wolken waren inzwischen von einem strahlend blauen Himmel abgelöst worden, liefen die Mönche zusammen, an der Spitze Pater Ignatius.

Wir umarmten uns und mußten erzählen. Fast zwei Stunden hielten wir uns im Kloster auf, das frei von jeglicher Magie war.

Als schreckliches Mahnmal jedoch und als Erinnerung daran, was noch alles hätte passieren können, war der tote Bruder zurückgeblieben, der einer Mumie glich.

Pater Ignatius versprach, sich sofort an die Herstellung neuer Silberkugeln zu begeben, damit wir rechtzeitig Nachschub erhielten. Die andere Ladung befand sich in den Händen von Lady X.

Der nächste Flug führte uns in die Berge. Genau dorthin, wo der Leih-Rover sein Ende gefunden hatte. Landen konnten wir dort nicht. Ich mußte über eine Strickleiter hinabsteigen, während der Hubschrauber so lange in der Luft stehend wartete, bis ich den Einsatzkoffer und den Bumerang geborgen hatte.

Dann ging es ab.

Es wurde Zeit, daß wir nach London zurückkehrten, denn unsere Gegner legten sicherlich keine Pause ein. Da Lady X wieder im Besitz des Würfels war, würde sie mit Elan an neuen Pläne herangehen. Darauf ging ich jede Wette ein…

ENDE des Zweiteilers